

Pfarrer Joh. Ulrich Walser : ein Lebensbild aus der appenzellischen Regenerationszeit

Autor(en): **Tobler, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **36 (1908)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-266061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Pfarrer Joh. Ulrich Walser

1798—1866

Ueber das Bildnis s. Anhang I S. 84.

Pfarrer Joh. Ulrich Walser.

Ein Lebensbild aus der appenzellischen Regenerationszeit.

Von **Alfred Tobler.**

Dekan Heim, der vieljährige und verdienstvolle Redaktor der Appenzellischen Jahrbücher¹⁾, entwarf ein so schönes Lebensbild von Pfarrer Joh. Ulrich Walser²⁾, dass ich eigentlich wenig Neues zu berichten weiss. Immerhin mag meine Mitteilung insofern als eine Ergänzung von Heims Arbeit gelten, als ich die schriftstellerische Seite Walsers etwas eingehender behandle. Zudem: Wem ist jener Nekrolog bekannt? Wer erinnert sich heute noch an Pfarrer Walser? Zeitschriften sind eben ein grosses Grab und da tut es hie und da gut, etwas scheinbar Allbekanntes gleichsam aus seinem Grabe wieder erstehen zu lassen und der schnelllebigen und vergesslichen Nachwelt neuerdings vor Augen zu führen.

Joh. Ulrich Walser von Teufen wurde am 24. Febr. 1798 als das erste von 13 Kindern in Teufen geboren. Sein Vater war ein angesehener und beliebter Arzt und wird nicht blos wohlhabend, sondern ein „sehr reicher“ Mann genannt. Nach Absolvierung der Schulen Teufens kam der junge und ohne Frage frühreife Walser schon mit zehn Jahren zu einem geistlichen Onkel nach Berlingen

¹⁾ A. Marti: Die Appenzellischen Jahrbücher in den ersten 50 Jahren ihres Erscheinens. Appenz. Jahrbücher 1904, S. 60 ff. Heim gehörte dem Vorstande der gemeinnützigen Gesellschaft an seit 1858, der Redaktionskommission seit 1859; von 1861—1888 war er Chefredaktor.

²⁾ Appenzellische Jahrbücher 1868, 157 ff.; s. auch S. 8 ff. der vorhergehenden Abhandlung in diesem Hefte.

im Kanton Thurgau; dies legte den Grund zu seinem Lebensunglück. Denn unter dem Einflusse dieses Herrn ergriff Walser den geistlichen Beruf, was er bitter bereute. Zum Pfarrer war er nicht geschaffen; es fehlte ihm dazu der innere Beruf, so dass ihm, wie er später selbst sagte, das Pfarramt entsetzlich verleidet war¹⁾.

Nachdem er in Schaffhausen das Gymnasium absolviert hatte, bezog er als 17jähriger stud. theol. die Universität Tübingen, wo er sich, wie berichtet wird, mit der Dogmatik nicht gar so eifrig geschlagen habe, wie mit seinen Gegnern auf dem Fechtboden²⁾. Noch als Student veröffentlichte er seine erste literarische Arbeit. Sie heisst: *Das Ladenstüblein im Lande Utopia*. Gedruckt nach der vermutlichen Erschaffung der Welt im 5781er Jahr³⁾. „Die Erzählung“, schreibt Walser, „ist Wirklichkeit. Wenn sie gefunden und gelesen wird, so sollte sie als Sittenspiegel und Warnungstafel öffentlich zu haben sein.“ Man muss nicht vergessen, dass der Erzähler erst 18 Jahre alt ist. Aber für einen 18 Jährigen ist die Schilderung immerhin eine bemerkenswerte Arbeit. Er schildert nämlich das geschäftliche und gesellschaftliche Emporkommen eines grundgescheiten, praktischen, braven, sparsamen, tüchtigen und ursprünglich in ökonomisch einfachsten Verhältnissen lebenden Kaufmannes, der trotz seines endlich ihm gewordenen Reichtums in gewohnter Einfachheit in seinem alten Häuschen in der dunkeln, engen Gasse der Altstadt in dem alten Ladenstüblein sein Geschäft nach ererbter, solider Weise weiter

¹⁾ Appenzellische Jahrbücher 1868, S. 160.

²⁾ Vergl. Titus Toblers „Beschreibung der Revisionsräte des Kantons Appenzell der äusseren Rhoden“ in der dieser Biographie folgenden „Beilage“.

³⁾ Appenzellisches Monatsblatt 1835, S. 74. Nachdruck aus dem Morgenblatt. Cotta; Tübingen 1817, Nr. 77—81.

Literatur, Kunst und Wissenschaft.

Ger mann Gottschall. Onkel Erasmus.
Eine Börsengeschichte. Berlin, Verlag von Geb.
Eine Börsengeschichte. Berlin, Verlag von Geb.
Paetel.

Keine Börsengeschichte großen Stils, mit verblüffenden Spekulationen, märchenhaften Gewinnsten und riesengroßen Verlusten läßt der Verfasser sich vor den Augen der Leser abspielen, sondern ein winziges, unbedeutendes Menschenschicksal führt er uns vor in seinem Auf- und Niedergang, seinem unerhörten Hoffen und Selbstvertrauen und seiner Ver-

zweiflung. Mit allen Tris und irreführenden Schachzügen der Börsenleute werden wir bekannt gemacht, und mitten in die großartigen Unternehmungen auf dem Geldmarkt Berlins wird das Einzelschicksal des unerfahrenen Banklehrlings und nachherigen Maklers gestellt, dem es gelingt, sich durch seine Begabung und Findigkeit eine kleine Summe zu sichern. Daheim in Thüringen erregt der auf Besuch Weilende durch den von seinem Auftreten und seiner Eleganz irrthümlich abgeleiteten Reichtum Staunen und Bewunderung. Vor dem ehemaligen Lehrherrn glänzend, erhält der junge Mann unversehens dessen Tochter zur Braut. Verauscht von der Wertschätzung, die der Streber bei seiner Umgebung genießt, spielt er sich als großer Herr auf. Der Vater, der sich an dem Glück des Sohnes zu weiden kommt, findet ihn in einem mit moderner Prözigkeit ausgestatteten Heim, dessen Einrichtung freilich nur gemietet ist. Um sich von einigen Verlusten zu erholen, wird der Vater, und werden Freunde veranlaßt, ihre Ersparnisse dem kleinen Glücksritter anzuvertrauen, der in der Folge nach und nach alles einbüßt. Aus dem Taumel und Schwindel, in die er geraten, weiß er sich nur durch den Tod zu retten, wohin ihm auch seine tüchtige, einfache thüringische Braut folgt.

Mit bewundernswerter Objektivität und feiner Ironie ist die Welt, in der sich der junge Mann bewegt, und ist vor allem er selber geschildert. Keine Regung seiner Seele, keine Eitelkeit seiner Selbstgefälligkeit entgeht dem Auge des Verfassers, und mit genauer Kenntniss der Psychologie seiner Personen verbindet er eine flotte Darstellungsgabe, so daß dem spannenden Roman volle Anerkennung gezollt werden muß.

M. R.

führt. Anstatt den Reichtum zur schönern Gestaltung seines Lebens zu verwenden, hilft er den Armen, Bedürftigen und Leidenden. Kaum aber hat der Vater die Augen geschlossen, wird die dunkle, alte Gasse und das enge Ladenstüblein verlassen und in schöner Lage ein Palast erbaut und mit allem raffinierten Luxus das Innere ausgestattet. Der Sohn wird Grossspekulant und kommt damit schliesslich um Sack und Pack. Mit diesem traurigen Fiasko endet die Grosshanserei des entarteten, verschwenderischen Sohnes. Wie gesagt: diese Erzählung ist weder eigenartig noch neu; aber als belletristische Stilübung eines jungen Studenten geht sie an. Zugleich enthält sie eine Art Glaubensbekenntnis. Denn Walser blieb Zeit seines Lebens der soliden, altväterischen Einfachheit in allem getreu und konnte in dem Verlassen der bescheidenen Lebensführung und in der Aeusserung des verderblichen und entnervenden Luxus keinen beglückenden Fortschritt erkennen.

Nach zweijährigem Studium wurde er 1817 in Schaffhausen examiniert und ordiniert, worauf er sich mit einer Jungfrau Juliane Hurter von Schaffhausen verlobte. Am 24. Oktober des gleichen Jahres wählte die Gemeinde Grub bei Heiden den Neunzehnjährigen zum Pfarrer. Er selbst gab seiner Freude in seiner offenen Art später folgenden Ausdruck¹⁾: „Was aber Schreiber dieses an Pfarrer Hohl (seinem in der Gemeinde unbeliebt gewesenen und weggedrückten Amtsvorgänger) vorzüglich rühmen muss, ist: dass er ihm durch sein Weggehen zu Amt und Brot verholfen und damit einen Wirkungskreis hinterlassen, innert welchem er nun schon bald 11 Jahre angenehm und vergnügt zugebracht hat.“ Walser widmete sich tüchtig und recht seiner pfarramtlichen

¹⁾ Walsers Gemeindechronik von Grub S. 43 und Appenzell. Monatsbl. 1829 S. 160. Appenz. Monatsbl. 1829, S. 160.

Tätigkeit; ganz besonders beschäftigte ihn von Anfang an in Wort und Schrift die Sorge für Schule und Lehrer, für Einführung zeitgemässer Lehrmittel und Methoden, für Jugendbildung, Aufklärung, Freiheit und Fortschritt in Staat und Schule. Damit erwarb er sich in Grub wirkliche Verdienste. Von Mai 1818 bis Dezember 1832 führte er beständig ein treffliches Schulprotokoll und sorgte für menschenwürdige Schulhäuser an Stelle der Schulwinkel¹⁾. Dafür hatte er auch die Leiden eines fortschrittlich gesinnten Schulfreundes reichlich zu kosten²⁾.

Als Mitglied der Appenzellisch-vaterländischen Gesellschaft trat Walser mit einer wertvollen Arbeit, einer sarkastischen Zurückweisung der Anfeindungen unserer Kantonschule in Trogen mannhaft für diese ein und plädierte sogar eifrig für Heranbildung von Geistlichen in Trogen³⁾. Er war geschätzter Mitarbeiter an dem

¹⁾ Appenzellische Jahrbücher 1856, S. 39: „So wohl gemeint die Verordnung war, es habe jede Schulrhode oder Gemeinde dem Lehrer ein Schullokal gratis anzuweisen, so hatte doch manchen Orts die Schule dabei wenig gewonnen, indem man sie der Wohlfeilheit wegen nur in bereits bewohnte Stuben einlogierte. So z. B. in Grub hatte ein armer Mann von einem „Vorsteher“ ein halbes Haus gegen die Verpflichtung in Pacht genommen, zugleich die Schule in die Stube und solch beschwerliche Arme, für die der Armenpfleger keinen Platz finde, ins Haus aufzunehmen. Die gleiche Stube war also Schullokal, Spital, Tobzelle und Wohnung für eine Familie im Sommer und Winter. Kein Wunder, dass der junge Lehrer aus lauter Eckel vor den unflätigen Stubengenossen sich seine Todeskrankheit erholte.“ Vergleiche ferner: Appenzellisches Monatsblatt 1833, S. 166; Appenzellische Jahrbücher 1862, S. 79.

²⁾ Dekan Heim: Pfarrer J. Ulrich Walser; Appenzellische Jahrbücher 1868, S. 161 Anmerkung und Walsers Chronik der Gemeinde Grub, S. 45; Appenzeller Zeitung 1837, Nr. 50, S. 198.

³⁾ Dr. W. Nef: Die appenzellisch-vaterländische Gesellschaft, Appenzellische Jahrbücher 1906, S. 219: Joh. Ulrich Walser: „Ueber einige Einwürfe, die gegen die Einführung höherer Unterrichtsanstalten in unserm Vaterlande gemacht worden sind, nebst ein paar Bemerkungen über das Sprüchwort: „Je gelehrter, desto verkehrter“.

— Appenzellische Kantonschule in Trogen.

Vom Rektorat der Kantonschule wurde uns vor einigen Tagen der Jahresbericht für das Schuljahr 1908/09 zugestellt. Mit aufrichtiger Befriedigung entnehmen wir demselben, daß die Anstalt auf dem Wege einer gedeihlichen Weiterentwicklung rüstig fortschreitet, daß sie mehr und mehr den Charakter eines Instituts verliert und dafür immer schärfer das Gepräge einer Appenzellischen Kantonschule annimmt. Auch die Schülerzahl ist in steter Zunahme begriffen und umfaßt in den 6 Klassen eine Gesamtzahl von 146. Hiervon entfallen auf die 3 untern Klassen, die man als Realschulklassen bezeichnen kann, 75, auf die 3 obern 71 Schüler. Von der Gesamtzahl sind 88 Appenzeller, 33 kommen aus andern Kantonen und 25 aus dem Auslande, von welchen letztern 13 aus Schweizerfamilien entstammen, die ihre Söhne in der alten Heimat erziehen lassen wollen. Die Maturitätsprüfungen sowohl der technischen, wie der Gymnasialabteilung werden schon seit einer Reihe von Jahren in Trogen gemacht und weisen erfreuliche Resultate auf. Auch das mit der Kantonschule verbundene Konvikt hat sich gut eingebürgert und verspricht seine Aufgabe voll und ganz zu erfüllen.

Am Schlusse weist der Bericht noch darauf hin, daß im Seminar in Kreuzlingen dieses Frühjahr nicht alle 11 Appenzeller Aspiranten berücksichtigt werden konnten, trotzdem ihre Leistungen durchwegs gut waren und gipfelt in dem Wunsche nach der Errichtung eines eigenen appenzellischen Seminars in Verbindung mit der Kantonschule.

Appenzellischen Monatsblatte und an der Appenzeller Zeitung. In andere Blätter lieferte er gleichfalls seine gesuchten Beiträge¹⁾.

Auf Gutheissen der Gruber Vorstehererschaft begann Walser anno 1828 die *Chronik der Gemeinde Grub* vom Jahre 1474 bis 1832. † Sie enthält eine Menge kulturhistorisch bemerkenswerter Notizen über Vorkommnisse in der Gemeinde, über Anstellung und Absetzung von Pfarrherren, wobei nicht selten possierliche Auftritte zur Sprache kommen; über den Landhandel 1772, über den Kirchenbau 1751 mit genauer Registrierung der Beiträge, der Kosten u. s. w. Er berichtet ferner über den Pfarrhausbau vom Jahre 1784. Auch der Revolutionszeit von 1798 bis 1803 wird gedacht und ihrer Folgen, dann des Schulhausbaues der Jahre 1813 und 1814, des Hungerjahres 1817, der Hausbesuchung von 1818, die 715 Seelen ergab, da das Hungerjahr 73 Personen weggerafft habe; der Anschaffung einer Feuerspritze vom Hornung 1820 für 1073 Gulden und 42 Kreuzer und von der Umschaffung des bisanhin zum Pfarrhaus gehörenden Stalles in einen Feuerspritzenbehälter; ferner berichtet Walser von dem „schauderhaften Morde“ vom Mai 1824, worüber seine „Predigt nach einer doppelten Mordtat, gehalten den 9. Mai, auf vielfältiges Begehren dem Drucke übergeben wurde“²⁾; dann vom langwierigen Schulstreit 1827/28, derschliesslich nach obrigkeitlicher Hülfe zum Bau des zweiten Schulhauses im Riemen führte u. s. w. Dieser interessanten und amüsanten, lehrreich, spannend und oft mit Witz, Ironie und Sarkasmus gewürzten Chronik entnehme ich schliesslich folgende Episode: „1589 forderten die Katho-

¹⁾ Gabriel Rüschi: Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz. Der Kanton Appenzell. Dreizehntes Heft. S. 90.

²⁾ In Ebnat, Kt. St. Gallen. Druck und Verlag der Abraham Keller'schen Buchhandlung. 11 Seitzen, über den Text: Amos III, 6 „Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue?“

liken ihre Rechte auf die Kirche Grub wieder zurück und es kam anno 1591 zu einem Vertrag, nach welchem ihnen die Kirche Sommers bis um halb 9 Uhr und im Winter bis eine Stunde später geöffnet werden musste. Um die genannte Zeit traten dann die Reformierten ein. Diese Einrichtung führte aber den Missbrauch herbei, dass die letzteren, auf die ersteren wartend, ins Wirtshaus sassen, ein Halbs¹⁾ nahmen und sich dann öfte. 〰 lang dabei verweilten, dass unterdessen auch der reformierte Gottesdienst vorüberging, so dass deshalb Klagen im Kapitel erhoben wurden²⁾.

Neben seiner mannigfaltigen Tätigkeit fand Walser auch noch die Zeit, eine „*Sammlung von Appenzeller-Einfällen*“ zu veröffentlichen³⁾, wie wir den leider unvollständigen Anfang zu einer solchen auch in Landammann Nagels Manuscripten vorfanden⁴⁾. Da mögen dann wohl die beiden Intimi weidlich gelacht haben, wenn sie etwa einen der vielen pfarrherrlichen Witze ergattert und einander erzählt haben mochten.

Als gewissenhafter, freidenkender und allem Aber- und Wunder-Glauben abholder Pfarrer bemühte sich Waiser, seine Gemeinde, das Volk überhaupt auch über den Aberglauben, den Teufels- und Hexenglauben aufzuklären, namentlich aber über den damals wie heutzutage noch herrschenden Glauben an Geheim- und Zaubermittel; auch auf der sogen. Quaksalberei hielt er nicht

¹⁾ E Halbs (halbmässig), eine halbe Mass. Dr. Titus Tobler. Appenzellischer Sprachschatz. Zürich 1837, S. 253.

²⁾ Appenzellische Jahrbücher 1861, 1862: Synodal-Protokolle der Jahre 1603, 1606, 1607, 1608, 1611, 1613, 1623, 1627, 1632.

Dekan Heim: Ueber das religiös-kirchliche Leben im Lande: Appenzellische Jahrbücher 1873.

³⁾ Erste (und leider letzte) Sammlung. Anonym. Trogen, Meyer & Zuberbühler. 1829. 12. 48 S. Vergl. Appenzell. Monatsblatt 1829, S. 159. Tobler, Alfred. Der Appenzeller Witz. Eine Studie aus dem Volksleben. Heiden 1906. S. 208.

⁴⁾ Kantonsbibliothek Trogen.

viel¹⁾. Sich darüber öffentlich und unerschrocken sogar von der Kanzel herab, auszusprechen, bot ihm der erwähnte Doppelmord, den eine schwermütig gewordene Frau an sich und ihrem Kinde begangen hatte, Gelegenheit.

Eine andere anormale Erscheinung in unserem appenzellischen Volksleben gab Walser die Veranlassung zu seiner sehr verdienstlichen Studie über „*die Geschichte der appenzellischen Sektirer*“²⁾. Das Sektenwesen blühte von jeher auch im fröhlichen Appenzellerländchen bis heute. Es darf gesagt werden, dass wohl nirgends eine neue Sekte sich auftun dürfte, die bei uns binnen Jahresfrist nicht einige Anhänger zählte³⁾. Walser beginnt seine interessante, lehrreiche und anziehend geschriebene Darstellung mit den Worten: „Vielleicht ist kaum ein Kanton in der Schweiz, wo die Sektirer von jeher eine so bedeutende Rolle gespielt haben, wie in dem unserigen, was grossenteils in unserer Verfassung seinen Grund

¹⁾ Dr. Hermann Altherr: *Geschichtliche Rückblicke in das Leben der Gesellschaft appenzellischer Aerzte*. Heiden 1902.

²⁾ „Die Sektirer im Appenzellerlande, von der Reformation an bis auf unsere Tage. Dargestellt von einem unparteiischen Beobachter derselben.“ Zunächst für die Appenzellisch-vaterländische Gesellschaft geschrieben und abgedruckt im Appenzellischen Monatsblatt 1825—1827. Ferner: Hartwig Hundt-Radowsky: „Der Schweizer-Spiegel“. Stuttgart 1831, S. 211; Appenzellisches Monatsblatt 1835, S. 107 ff., 121 ff.; Appenzeller Zeitung 1835, S. 306; Appenzellische Jahrbücher 1879, S. 151 ff.; 1906, S. 216. Gabriel Rüschi, a. a. O. S. 173.

³⁾ Nach eingezogenen Erkundigungen sind heute im Appenzellerlande folgende Sekten zu verzeichnen: 1. Die bischöfliche Methodistenkirche; 2. Baptisten (beim Volke Wiedertäufer genannt); 3. Darbisten; 4. Irwingianer oder die Apostolische Kirche; 5. Swedeborgianer oder Adventisten; 6. Sabbatisten oder Sabbatarier oder Adventisten; 7. Zionisten oder Anhänger des verkrachten Dowe; 8. Apostolische Gemeinschaft oder Neu-Irwingianer; 9. Evangelische Gesellschaft oder Albrechtsbrüder; 10. Milleniums- oder Tagesanbruchs-Christen; 11. Heilsarmee; 12. Mormonen. — Ausser diesen Sekten sollen noch etliche in aller Verborgtheit existieren.

haben mag, die der blinden Unterwerfung von Natur abhold ist. Obrigkeit und Geistlichkeit hatten daher allezeit gegen diese Leute zu kämpfen und nicht blos Ehegaumèn, sondern auch Kirchhörinnen und Landsgemeinden wurden durch sie in Bewegung gesetzt. Und doch lag ihre Geschichte bis jetzt fast gänzlich im Dunkeln“. Walser will suchen das Gespenst zu entlarven, damit sich das Urteil über eine Menschenklasse berichtige, die bisher von den meisten aus Unkenntnis entweder in die unterste Hölle verdammt oder in den obersten Himmel erhoben wurde, und damit ein Vorurteil weniger werde. „Denn, Wahrheit und nur Wahrheit will ich schildern, das ist die Partei, zu der ich stehe, die Sekte, zu der ich mich bekenne.“ — Die Begriffe Sekte, Sektirer leitet Walser ab von dem Spruche Acta X, 34 und 35: „Petrus aber tat seinen Mund auf und sprach: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, dass Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm. Hätte die Kirche dieser göttlichen Offenbarung geglaubt und wäre sie dieser Richtschnur gefolgt, so wüssten wir nichts von Sektirern, wenigstens nicht in dem Sinne, in welchem wir sie jetzt kennen. Sektirer wäre dann allenfalls der, der nicht recht tut, und von Rechtswegen würde man einen solchen vor die Schranken fordern. Aber die Rechtschaffenheit galt hier von jeher weit weniger als die Rechtgläubigkeit; jene liess sich durch tausend andere Mittel ersetzen, und ihr Mangel schloss Niemanden von der kirchlichen Gemeinschaft aus; diese war durch Menschen, die sich höhern Einflusses rühmten, in Paragraphen gebracht, und wer darüber hinaus ging oder davon abwich, hiess ein Ketzer, Sektirer, Separatist u. dgl., alles Namen, die auf schauderhafte Verbrechen hindeuteten. — Geschah es indessen, dass eine Sekte sich behauptete und so zahl-

reich wurde, dass sie ganze Länder umfasste, so wurde ihr nach und nach der ehrenvolle Name einer Kirche zu teil. So geschah es anfangs mit der christlichen und später mit der protestantischen Kirche, die von den Katholiken wohl jetzt noch manchmal die lutherische Sekte genannt wird. Aus diesem ergibt sich also, dass der Begriff einer Sekte ein relativer ist, weil sie, wenn sie sich neben der herrschenden Kirche zu behaupten vermöchte, ebenfalls zu dem Namen einer Kirche und warum nicht auch der alleinseligmachenden gelangen würde.“

Walser behandelte also das Sektenwesen als eine historische Erscheinung und hielt es nicht unter seiner pfarrherrlichen Würde, mit liebevollem Verständnis den einzelnen Richtungen desselben nachzuspüren. Er trug alles zusammen, was er über sie inne wurde und suchte aus den erhaltenen Schriften und den Untersuchungsprotokollen sich ein klares Bild von ihrem schwärmerischen, harmlosen, rührenden, vernünftigen, aber auch tollen Treiben zu machen. Er berichtet von den Wiedertäufern der 1520er Jahre, der Verena Baumann, dem sogenannten „Nieder-Teufener Babeli“ und ihrem „Babelizeug“ und ihren Anhängern, den „Babelibuebe“, von den plötzlich in convulsivischem Zustande zu bodensinkenden sog. „Sterben-Müssenden“, von den „Tennhändler“ oder „Neuen Propheten“ oder „Neu-Inspirirten“ nach Speener, von der sogen. zum Tod verurteilten „Teufelsbibel“, von den „Bremmäuslern“, d. h. blinde Kuh spielenden, von der mystisch-chiliastischen „Berlenburger-Bibel“, den „Böhmisten“, von der Vorladung des Dekan Tobler samt seinem Vikar in Teufen auf Josephats Thal, von dem Urnäser Gross-Sennen und Propheten David Mettler, der seine Jünger nebst seinen Prophezeiungen gratis mit Milch und Schotte bewirtete, im Futterhemd und in schmutzigen Zwilchhosen den Andächtigen pre-

digte, die Geistlichen „Pfaffenschmäuche“ titulirte, den Himmel besucht hatte und beschrieb und schliesslich in hohem Alter in grösster Armut starb; von den „Dippelianern“ oder „Demokritlern“, und den wegen ihnen „entmantelten“ oder „weggemeindleten“ Vorstehern, Beamten, Aerzten und Schulmeistern; von dem „goldenen Zeitalter“ der Sektirer in den Revolutionsjahren 1798 bis 1803; von den „Sternklässlern“ des Württemberger Schuhmachers Haug, der die äussere Kirche für einen unnützen Steinhaufen und als Sitz des Antichrists erklärte, Jesus im Wandel und im Herzen bezeugt wissen wollte, das Abendmahl zurückwies: Brot und Wein könne er zu jeder Zeit zu Haus und im Stall haben, der das 1000jährige Reich täglich erwartete, die Kappenschwärmerei betrieb, d. h. er lehrte, vor niemandem die Kappe abzuziehen, diese Ehre gebühre allein Gott; der ferner als Vereinszeichen einen farbigen Tuchlappen-Stern auf Stirn oder Brust zu tragen befahl. Walser berichtet von „Maurers Jok“, dem sog. „Heiligen von Urnäsch“, Spuler von Beruf, der seine Anhänger auf seinem Bette sitzend empfing und mit Vorliebe von seinem $5\frac{1}{4}$ -stündigen Aufenthalte im Himmel predigte und wie es dort aussehe und zu- und hergehe; von dem Urnäscher-Swedeborgianer-Schulmeister Daniel Näf, der den Katechismus beiseite setzte und deshalb um Amt und Brot kam und um dreimal Habermus-Essen vergeblich um seine Stelle gebeten habe; von Johannes Näf, dem es wegen Arndt's Wahrem Christentum ebenso erging; von dem Haupte der sogenannten „Unsterblichen“, Hans Jakob Schefer, Bauer, Schnellbleicher, Alchymist und Arzt, der mit seinem Predigen vom Kommen des 1000jährigen Reiches es dahin brachte, dass die gläubigen Bauern nicht mehr heuen und ernten wollten und mit Schefer glaubten, dass sie täglich zusehends dem 1000jährigen Reiche sich

nähernd jünger würden, der die Prädestination (Vorausbestimmung durch Gnadenwahl Gottes) lehrte, wonach in der Gnadenwahl die Schweiz obenan stehe, unter den Schweizern aber vorzüglich die Ausserrhoder und unter diesen in erster Linie die Gemeinden Teufen, Herisau und Urnäsch u. s. w.

Die Strafen über die verfolgten Sektirer waren durchwegs hart ¹⁾. Es wurde ihnen zunächst nach alter Väter Sitte verboten, Wein und Most zu trinken ²⁾. Hohe Geldstrafen wurden ihnen auferlegt. Sie wurden, einen Prügel in dem Munde haltend, an den Pranger gestellt; den „langen

¹⁾ Appenzellisches Monatsblatt 1826, S. 182 ff.

Schläpfer, Joh. Jakob, Vizepräsident des Kleinen Rates. Chronik der Gemeinde Waldstatt. Trogen 1839, S. 167, 176, 180, 185, 340.

Tanner, Bartholome, Lehrer. Speicher im Kanton Appenzell. Trogen, 1853, S. 491.

Rohner, M., Lehrer. Die Gemeinde Heiden. Teufen 1867, S. 131 ff.

Eugster, August, Pfarrer. Die Gemeinde Herisau. 1870, S. 146, 165, 168.

²⁾ „Landbuch dess Lands Appenzell der ausseren Rhoden . . .“ 1747 (zum erstenmal gedruckt, Trogen 1828) § 38: . . . „Zudeme solle auch kein wirth, auch sonst Niemand überal, keinem Weder wein noch most Zutrinken geben, deme es vor einem Grossen Rath verboten worden Bey der Buss 3 Pfd. und sollen furohin alle Diejenigen, so um Ihres übel verhaltens willen Ehr und gewehr entsetzt, auch Die Denen der Wein und Most verboten worden, ab der Kantzel verlessen werden.“ — Dessgleichen im Landsgemeinde-Mandat vom 1. April 1680, 1797; Land-Mandat 1822, § 37: „Soll das Trinken und der vertrauliche Umgang mit Personen des andern Geschlechts, die nicht unserer Religion sind, gänzlich, und bey Buss von fl. 5. — verboten seyn.“ — Das „Wirtshaus-Verbot“ besteht im Kt. Appenzell A. R. zur Stunde noch und ist laut Regierungsratsbeschluss das Verzeichnis dieser armen Sünder in allen Wirtschaften anzuschlagen und muss daselbst bis zur vierteljährlichen Erneuerung belassen werden. Gemäss dieser, heutzutage sonderbaren Institution aus alten Zeiten, prangen zurzeit 16 Delinquenten auf diesem merkwürdigen Armensünderregister und zwar mit Angabe des „Datums des Urteils“, des „Namens“, des „Bürgerortes“, des „Geburtsjahres“, des „Zivilstandes“ (ob ledig, verheiratet oder verwitwet), des „Berufes“, des „Wohnortes u. s. w.“ und des „Ablaufes des Verbotes.“ — Vergl. Gesetzbuch für den Kt. Appenzell A. R. 1864, S. 31, 94.

Gang“ mit Ruthen geschwungen; in der „Trülle“ öffentlich herumgedreht, ins Gefängnis gesteckt; der besondern Aufsicht unterstellt; zu einem „gezwungenen“ vierjährigen Militärdienst im kaiserlich-französischen Heere laut Kapitulation verfällt; ja sogar für vogelfrei wurden sie erklärt; es sollen ihre Häuser gestürmt und die Inwohner der beliebigen Behandlung eines Jeden preisgegeben sein und es sollen die „Fehlbaren“ an Stricken und Banden von je zwei Ratsherren und zwei Bauern nach Trogen abgeführt werden. Das Urteil soll vom Rathaus bei offener Türe neben dem Gleitsboten oder Scharfrichter von den Verurteilten angehört werden u. s. w.

Niemand hatte es früher der Mühe wert erachtet, dieser Sorte von Menschen nachzugehen und sich in ihre Anschauungen zu vertiefen, wie Walser es getan hat. Heute ist das anders; dafür sprechen z. B. Blösch's Geschichte der evangelischen Landeskirchen in der Schweiz, Müller's Geschichte der bernischen Wiedertäufer, Hadorf's Geschichte des schweizerischen Pietismus und dessen Geschichte der Inspirirten des 18. Jahrhunderts. In einer Zeit aber, in der jedes Abweichen von den offiziellen Geleisen als etwas Strafbares angesehen und behandelt wurde, bedurfte es Mut, mit geschichtlicher Treue und verständigem Sinne dem Treiben der Ausserkirchlichen nachzugehen, ohne dasselbe zu verdammen. Walser erntete auch die Früchte seines Mutes. Er kam in den Verdacht, ein Freund der Sektirer zu sein und seine landeskirchlichen Kollegen waren gar nicht gut auf den sonderbaren Gruberpfarrer zu sprechen.

Aber auch sonst zog sich Walser den Hass seiner Kollegen zu. In diese Zeit fallen nämlich heftige, Jahre dauernde Streitigkeiten zwischen der Obrigkeit und der Geistlichkeit¹⁾. Sie betrafen im wesentlichen das Ver-

¹⁾ Appenzellische Jahrbücher 1862, S. 29 ff.

hältnis der Geistlichkeit zu den Beamten und wurden auf die Spitze getrieben durch persönliche Angriffe des Landammann Frischknecht auf den damaligen Pfarrer Hohl in Schwellbrunn.

Pfarrer Hohl wurde nämlich von Landammann Frischknecht vor der Kirchhore der Lüge und der Trunksucht beschuldigt. Der Streit nahm ein bedenkliches Ende, indem die Injurien zwischen Hohl und Frischknecht durch eine Kommission untersucht wurden. Mit diesen beiden Streitenden wurden auch Hauptleute und Räte von Schwellbrunn und andere mehr hauptsächlich wegen Amtspflichtverletzung auf den Klagrodel vor Grossen Rat gestellt und bestraft. Hohl wurde aus der Synode ausgeschlossen und Frischknecht seines Amtes durch die Landsgemeinde vom Jahre 1826 entlassen. Wie Gemeindehauptmann Nagel, der intime Freund Walsers, die Sache betrachtete, soll er selbst erzählen:

„Man weiss nicht, ist es mehr lächerlich oder mehr empörend, dass die Geistlichen durch dick und dünn zusammenlaufen, als wäre die ganze Korporation, die ganze Kaste angegriffen, wenn ein einzelnes Glied wegen Missbrauch der Kanzelfreiheit und Annahme von Geschenken als Eherichter vor den Richterstuhl derjenigen Obrigkeit gezogen wird, der auch sie als Glieder des Staates Rechenschaft und Gehorsam schuldig sind. Das ist noch der papistische Sauerteig, der geistliche Dünkel, der als wahre Erbsünde dem Klerus anhängt. Es ist der gemeine Priester-Stolz, der sie glauben macht, die Diener des Wortes seien durch die geistige Tendenz ihres Berufes aus dem gewöhnlichen staatsbürgerlichen Verhältnis herausgehoben, sie seien für ihr Tun nur demjenigen Herrn verantwortlich, in dessen Weinberg sie arbeiten oder geniessen, sie seien, wenn schon für den Staatshaushalt durchaus unentbehrlich, doch wieder vom

Staate unabhängig, sobald er Rechenschaft von ihrem Tun oder Teilnahme an seinen Lasten fordert, sie seien mit einem Wort — eine Art höherer Wesen, die, wenn sie auch allenfalls fehlen könnten, in diesem irdischen Leben doch nicht dafür belangt werden dürfen. Indem sie sogar die Religion in den Dienern derselben personifizieren, wollen sie ihre Mitmenschen glauben machen, die Religion sei im Verfall, weil die Achtung vor dem geistlichen Stande abnehme.

Die Geistlichen beschwerten sich über das entmutigende, niederdrückende Verhältnis, in welchem sie zur Obrigkeit stehen; sie schmachten nach einer Verfassung, die dieses Verhältnis feststelle. Muss man nicht erstaunen, dass es unter einer Klasse, die lauter vernünftige gebildete Männer zählen sollte, nur Einen¹⁾ gibt, der die Frage aufwirft: „Kann es in einem zivilisierten protestantischen Staate ein anderes Verhältnis zur Obrigkeit geben, als das der Untergebenen gegen diejenigen, die über Gesetz und Ordnung zu wachen haben? Der Klerus kann nicht über der Obrigkeit stehen, denn die Obrigkeit ist an Gottes Statt, in ihrer Hand liegt Schwert und Wage; er kann auch nicht neben der Obrigkeit stehen, denn auch er soll über sich den Herrn und den Richter haben, dem er Gehorsam und Rechenschaft schuldig ist; der Klerus kann auch keinen Staat im Staate bilden, er ist ein Teil desselben, genau mit ihm verbunden; die Kirche als ein Institut, dessen Bestimmung die Verbreitung religiöser Erkenntnisse ist, kann sich nicht isolieren, sie ist ein Beitrag zur Vollendung des Ganzen, über welchem die Obrigkeit wacht und ordnet. Das Priestertum verträgt sich nicht mit dem regen, hellen Geist der Zeit. Wir wollen nicht rückwärts schreiten. Schon die Reformation hat die Schranken gebrochen,

¹⁾ Dies ist Walser.

die Priesterstolz und Habsucht im Bunde mit der dunklen Barbarei der Vorzeit zwischen Staat und Kirche gestellt hat; sie hat den Schleier zerrissen, den die missbrauchte Religion den niedrigsten Absichten und der empörendsten Geisterdespotie leihen musste; der Nimbus ist erloschen, den Aberglauben und Dummheit um den Klerus zogen. Mensch ist der Priester geworden, unserer Achtung wert, wenn er seine Pflicht erfüllt, der Verachtung preisgegeben, wenn er ihr entgegen handelt.“

Nagel verfasste über diesen Streit eine Schrift, betitelt: „Nagel gegenüber der Geistlichkeit“. Aber durch die Warnungen und das Widerstreben seines Freundes Landammann Oertli wurde sie nicht gedruckt, führte jedoch am 8. Mai 1826 zum Verbote von Konventen der Geistlichen ohne Ermächtigung des regierenden Landammanns¹⁾. In diesem Kampfe stand Pfarrer Walser, so viel wir wissen, als der einzige Geistliche, auf der Seite Nagels und Oertlis. Es ist selbstredend, dass er sich hiedurch den Dank seiner Kollegen nicht erwarb.

Ein anderer Handel gab ihm Veranlassung, vollständig mit ihnen zu brechen, Nämlich:

Anfangs der 1820er Jahre kam der über fünfzigjährige „heimatlose Flüchtling“, Jurist, Advokat, Literat und Dichter²⁾ und ehemalige Rittergutsbesitzer von Schlieven bei Schwerin und später vom Rittergute Goldberg, *Hartwig Hundt-Radowsky* (1769—1835³⁾) mit einem Passe versehen, aber ohne weitere Schriften in

¹⁾ Sammlung der in Kraft bestehenden Verordnungen und Beschlüsse der Neu- und Alt-Räte und des Grossen Rates des Kantons Appenzell V. R. von 1803 bis 1829. Trogen 1829, S. 31: Ausserordentliche Konvente der Geistlichkeit.

²⁾ Siehe dazu Anhang II, S. 85.

³⁾ Er selbst schreibt sich bald *Hartwig von Hundt-Radowsky*, bald *Hartwig Hundt von Radowsky* und von 1824 an aber nur *Hartwig Hundt-Radowsky*. Vergl. *Judenschule*. Bd. III, S. 328 ff.

die Schweiz und zwar zunächst zu uns nach Bühler, später in die Schwendi, Gemeinde Speicher.

Hier wurde er anfangs geduldet, dann aber wegen seines Freigeistes in Wort und Schrift mit leidenschaftlicher Gehässigkeit verfolgt und nach etwas über vierjährigem Aufenthalte im Appenzellerland von einem Tag auf den andern ausgewiesen. Denn man nannte ihn: Verfluchter Ketzler, Gottesleugner, Atheist, Religionsspötter, Erzfreigeist, Erzbösewicht, der leibhaftig der Hölle entronnene Antichrist, rabulistischer, kritikloser, schamloser Ausleger der hl. Schrift, Zerstörer und Feind von Staatsreligion, von Recht und Gesetz, Räuber von Ruhe und Glück, Verfasser des gottlosen, abscheulichen, verfluchten „Judenspiegels“ und des „Neuen Judenspiegels“, Schriften, welche das Volk durch Henkers Hand verbrannt wissen wollte.

Hundt-Radowsky schrieb seine Verfolgungen der von ihm sogenannten „Schwarzen Legion“, den „Schwarzröcken“, „Pfaffen“, den „Bonzen“ Ausserrodens und auch St. Gallens zu ¹⁾. Einer seiner unversöhnlichsten Verfolger war Joh. Heinrich Schiess, Pfarrer in Heiden, worüber der „Hochwächter am Säntis“ berichtet ²⁾: „Vier ganze Jahre hat Schiess in Heiden zugebracht und nichts ausgerichtet; denn, wenn auch einige durch seine Predigten aufgestanden sind, so sind dagegen andere wieder gefallen, wie er selbst behauptet; Hundt-Radowsky hingegen hat kaum eine Stunde in Heiden zugebracht und alles gewonnen. Woher solcher Unterschied? Gewiss, das wäre wert, von einer besondern Kommission unter-

¹⁾ „Zuruf an das Volk von Appenzell Ausser-Rhoden. Eine Stimme der Liebe von einem Freunde und Mitgliede desselben“. St. Gallen 1829. Der anonyme Verfasser ist Pfarrer Kürsteiner in Heiden. Vergl.: Hundt-Radowskys Schweizerspiegel, S. 213.

²⁾ Jahrgang 1833, S. 212, Anmerkung 18.

sucht zu werden. Bedenkt man noch, dass Pfarrer Schiess innert 4 Jahren über 3000, sage: dreitausend Gulden an fixem Gehalt bezogen hat, während Hundt-Radowsky sogar sein Schöpplein Krätzer, das er während seines Aufenthaltes in der Krone genoss, aus eigenem Sack bezahlen musste, so möchte man ein Narr werden, so sonderbar sind die Dinge in der Welt.“

Zunächstchicanierte man Hundt-Radowsky in Speicher durch gröbliche Verletzung des Postgeheimnisses von Seiten der Beamten zu seinem finanziellen Nachtheile ¹⁾. Dieser Gemeinheit trat Landammann Oertli in Teufen vor Gross Rath energisch und zu wiederholtem Male entgegen, ohne dass jedoch eine Ahndung des Geschehenen erfolgte. Dann aber warf man Hundt-Radowsky mit Unrecht vor, seinem Freunde und Gesinnungsgenossen Pfarrer Walser bei der Abfassung des angedrohten und von der Geistlichkeit ungemein gefürchteten Buches, betitelt: „Pfaffereien“ geholfen zu haben. Wenn Hundt-Radowsky des Weges kam, so öffneten sich die Fenster, und es wurden ihm Spottnamen nachgerufen und mit Steinen wurde er beworfen. Einmal überfielen ihn auf einem Spaziergange bei Grub nachts meuchlings ihrer Zwei und richteten ihn übel zu. Diese sagten hernach im Wirtshause: sie wollten Hundt-Radowsky totschiessen oder -stechen, wo sie ihn trafen; denn einen solchen „Neulehrer“, „Freigeist“ und „Atheist“ aus der Welt zu schaffen sei geradezu Christenpflicht und durchaus keine Sünde ²⁾. Es wurde sogar von ihm ausgesagt und vom Volke gerne geglaubt, er habe als leibhaftiger, der Hölle entstiegener Antichrist

¹⁾ Mein Glaubensbekenntnis und meine Schicksale im Freistaat Appenzell Ausserrhoden. Mit Königl. Württemberg. Zensur-Bewilligung. Ravensburg 1829. Geschrieben in Gonten-Innerrhoden Januar 1829; S. 60. Schweizerspiegel, S. 126.

²⁾ Vergl.: Mein Glaubensbekenntnis, S. 74.

Gaissfüsse¹⁾. Als er nämlich einst in später Nacht bei heftigem Schneegestöber auf der Flucht vor seinen ausser-rhodischen Verfolgern über Appenzell nach Eggerstanden-Innerrhoden kam und da ein Asyl zu finden hoffte, zog er seine durchnässten Stiefel aus. „Mein Begleiter“, schreibt er, „befühlte meine Füsse und zischelte darauf dem Wirt zu und der Wirtin: „’s ischt nüd woher, er häd kä Gäässfüess“. Das war aber nicht etwa das einzige Mal, dass sich der arme Teufel mit Stiefelabziehen vor den zweifelnden Leuten seiner antichristlichen Gaissfüsse zu erwehren hatte²⁾. In Wald schrieb er einmal in einem Wirtshause für die Tafelrunde folgendes Gedichtlein:

Die Zahl drei.

Des Heil’gen ist, wo es auch sei,
 Fast niemals weniger als *drei*:
Drei war der Söhne Noah’s Zahl,
Drei Patriarchen allzumal!
 Von Abrahams frommer Sämerei
 Zwölf Stämme oder viermal *drei*;
Drei Könige aus Morgenland,
Drei Männer kamen unverbrannt
 Weil sie dem Judengott vertraut,
 Einst aus dem Feu’r mit heiler Haut!
Drei Helden David’s, viermal *drei*
 Apostel, und des Hahns Geschrei
 Zum *dritten* Mal Sankt Peters Herz
 Erfüllete mit Reu und Schmerz!
Drei Parzen und *drei* Furien,
Drei Harpyen, *drei* Grazien,
Drei Mal *drei* Musen, *drei* Gorgonen,
 Ein heil’ger Vater mit *drei* Kronen;
 Ein ein’ger Gott und *drei* Personen;
 Je *drei* mal *drei* beim frohen Mahl
 Erklingt der Maurer heil’ge Zahl!
 Kurz alles Heil’ge, lieber Christ,
Dreibeinig oder *dreifach* ist³⁾.

¹⁾ Schweizerspiegel, S. 214, Anmerkung.

²⁾ Schweizerspiegel S. 212, Anmerkung.

³⁾ Mein Glaubensbekenntnis, S. 65.

Das ging den Wäldlern denn doch über's Bohnenlied und sie schrien Zeter und Mordio über den Ketzer, Atheist, Gotteslästerer, der sie „Lumpen von Bauern“ genannt habe. „Das war ein Majestätsverbrechen gegen den wohlloblichen Gemeinderat; man fiel über mich her, und ich musste sogleich fort nach Trogen. Ich ward zum Herrn Hauptmann Sturzenegger geführt. Mein Begleiter bestellte ihm einen Gruss vom wohlloblichen Gemeinderat in Wald mit dem Vermelden: sie schickten mich hier, weil sie keinen andern Pfarrer gebrauchen könnten. Der Hauptmann lachte laut auf, und ich versicherte, dass ich noch niemals Neigung gehabt hätte, Seelsorger der Wäldler zu werden. Aus jener Bestellung sieht man übrigens, dass ich mein Abenteuer den pfäffischen Umtrieben zu danken hatte.“ Der Grosse Rat wies den gefährlichen Mann kurzerhand aus dem Kanton¹⁾. Aus der interessanten Lektüre von Hundt-Radowsky's zahlreichen und spannend geschriebenen Schriften gewinnt man den Eindruck, dass man es mit einem von hartem Schicksale verfolgten²⁾, ernstesten, edelgesinnten und aussergewöhnlichen Manne und Gelehrten zu tun hat.

Hundt-Radowsky begnügt sich mit der „Vernunftreligion“, ist Christ aus Ueberzeugung und bekennt: „Was bedarf es mehr, als den festen, innigen Glauben an Gott, der als liebevoller, gütiger Vater für das Wohl aller seiner Geschöpfe sorgt“. Er glaubt an Unsterblichkeit und künftige Vergeltung und an die schöne, erhabene

1) Auch in Baselland erging es ihm später nicht besser. Herr Bibliothekar R. Ochsenbein in Burgdorf schreibt mir darüber: „Die freien Baselbieter, die Liestaler haben den alten Mann sogar geschlagen und zum Land hinausgestossen. Burgdorf aber gab ihm doch wenigstens einen Sterbeplatz und gönnte ihm ein Grab auf seinem neuen Kirchhofe.“

2) Neuer Judenspiegel, S. 232 ff.

Lehre des göttlichen Menschenfreundes: „Was Ihr nicht wollt, dass Euch die Leute tun sollen, das tut Ihr ihnen auch nicht“, und: „Ihr sollt Gott über alle Dinge lieben, und Euren Nächsten als Euch selbst; was bedarf es mehr, sage ich, um ein guter Bürger und ein tugendhafter, achtungswerter Mensch zu sein?“¹⁾ Er betrachtet Christus als den edelsten Menschen, den dogmatischen „Tritheismus“, „das göttliche Kollegium“ als vernunftwidrig; mit der dogmatischen Ausgestaltung der christlichen Kirche, der stellvertretenden Genugtuung durch den Tod Christi namentlich, und der Gnadenwahl, „Zornwahl“, der Erbsünde u. s. w. hatte er gründlich gebrochen. Wir können Hundt-Radowsky gewissermassen als einen Nachläufer der Aufklärungszeit betrachten, dessen freigeistige Ansichten mit dem reaktionären Zeitgeist umso mehr in Konflikt geraten musste, als er auch ohne Scheu für Trennung von Kirche und Staat eintrat. Er schrieb scharf, gescheidt, gewandt; er verrät eine ungewöhnliche Belesenheit und eine sichere Beobachtungsgabe.

Walser hatte sich als Geistesverwandter dieses verfolgten Freundes stets mutig und treu angenommen. Er stand mit ihm in regem Briefwechsel und in persönlichem Verkehre im heimeligen Gruber-Pfarrhause; er half ihm empfehend beim Vertriebe seiner Schriften; er lieh ihm Bücher aus seiner Bibliothek. Hiedurch zog er sich erst recht den vollen und grimmigen Hass seiner Amtsbrüder zu. Sie rechneten ihn fortan zu den höchst gefährlichen „Radotzi“ oder „Rotuxi“, wie die Anhänger Radowsky's genannt wurden. Und nun holte er zu einem Schlage aus und wollte der Nachwelt ein Bild entrollen über seine „viel geliebten Herren Kollegen“, wie es ver-

¹⁾ Die Judenschule (oder die Juden). Zweites Buch, S. 28; ferner: Mein Glaubensbekenntnis u. s. w.

nichtender kaum hätte sein können. Wenn wir die Andeutungen hierüber in Hundt-Radowsky's Schweizer-spiegel¹⁾ und in seinem Glaubensbekenntnisse²⁾ lesen, so trauen wir unseren Augen kaum: es wäre eine chronique scandaleuse par excellence daraus geworden. Denn nichts Geringeres bezweckte Walser, schreibt Hundt-Radowsky, als einige „Pudenda“ und „Nuditäten“ seiner nach seiner oft wiederkehrenden Versicherung von ihm „vielgeliebten“ Herren Amtsbrüder aufzudecken³⁾.

Pfaffereien sollte die Schrift Walsers betitelt sein. Ein Teil des Manuscriptes war schon gedruckt. Dem Einflusse aber seines Freundes Landammann Nagel und seines Vaters gelang es, den Weiterdruck zu verhindern. Das Manuscript ist ebenfalls verschwunden. Dekan Heim hatte noch Einblick in die 112 gedruckten Seiten und seinen Mitteilungen folge ich nun.

Das „Busspredigergeschäft“ wollte Walser an seinen „vielgeliebten Herren Kollegen“ vollziehen und ihnen einen bedenklich trüben Spiegel vorhalten, sie auf den „wahren Schaden“ Josefs aufmerksam machen, ohne auf Dank und Honorar aus dem Kammerseckel Anspruch zu machen, aber auch ohne Furcht vor Bannstrahlen. „Denn“, schreibt er, „sollten Pfaffen mit oder ohne Ordination es wagen, mich wegen der von mir enthüllten Pfaffereien auch nur im mindesten zu beunruhigen und zu kränken und tötlich verfolgen zu wollen, so sag' ich ihnen hiemit voraus, dass ich mich aller der Mittel bedienen werde, welche eine gerechte Notwehr mir erlaubt, und dass mancher von ihnen dann Tatsachen und

¹⁾ S. 212.

²⁾ S. 47 ff. und S. 84.

³⁾ Vergl. auch: Appenzellisches Monatsblatt 1830. Verhandlungen der diesjährigen Synode im Kanton Appenzell A. R. den 27. und 28. April; samt Bemerkungen dazu von J. U. Walser, Pfarrer in Grub; S. 57 ff. und 1831, S. 52.

Namen öffentlich wird zur Sprache gebracht sehen, an deren Verschweigung ihm und seinen Freunden sehr viel gelegen sein muss“. Er schliesst die Vorrede mit den Worten: „Es gibt auch ein protestantisches Pfaffentum, und in dieses führe ich euch jetzt ein, liebe Leser! Kommt, es ist schon spät, aber setzt den Hut auf und macht den Rock zu, damit die Zugluft euch nicht schade“.

Der gedruckte Teil des gefürchteten Buches enthält zwei fertige Abschnitte: I. Vom protestantischen Hierarchismus im allgemeinen. II. Was sind die protestantischen Pfarrer und was sollen sie sein? Ein dritter Abschnitt: Ueber Kirchen, kirchliche und religiöse Gesellschaften, Vereine und Sekten und deren Verhältnis im Staat ist nicht vollendet. Der erste Abschnitt hat es zum Teil mit für uns fernab liegenden Dingen zu tun, enthält in der Hauptsache eine scharfe Polemik gegen den „Grosstrompeter aller jetzt lebenden protestantischen Hierarchen“ Superintendent Jonathan Schuderoff in Ronneburg, und schliesst mit einer Beschwörung der Völker, Fürsten und Obrigkeiten, den „herrsch- und rangsüchtigen Pfaffen“, „diesen heimtückischen Wölfen im Schafpelz“, „diesen Molchen und Blindschleichen“ ja nicht zu trauen. Kennzeichnend für den theologischen Standpunkt des Verfassers ist es, dass er die gesamte preussische Union, d. h. die von oben anbefohlene Vereinigung der lutherischen und reformierten Konfession, „einen wahrhaft schaudervollen Eingriff in die heiligsten, unveräusserlichsten Rechte der Menschheit“, die Kindertaufe „eine Handlung voll Zwecklosigkeit und Widerspruch und ohne allen vernünftigen oder biblischen Stützpunkt“ nennt, dass er sich scharf gegen die Konfirmation und den Katechismus ausspricht und dass nach Christus und Paulus die Heiligung der Sonn- und Festtage „mit Kirchen- und Müssiggehen sehr töricht und tadelnswert ist“.

Im zweiten Abschnitt teilt er die protestantischen Pfarrer in drei Klassen ein; diejenigen, welche zu der ersten und zahlreichsten gehören, halten ihren Beruf für überirdisch und göttlich, betrachten sich als Nachfolger und Stellvertreter des Heilands und der Apostel und meinen, durch die Ordination sei ihnen die Fähigkeit zur Besorgung ihrer Berufspflichten erteilt worden. Zur zweiten Klasse gehören die, welche nur um des „Magens“ willen pastorieren und von denen es gilt: „Venalia nobis templa, altaria, sacra Deusque“, und die je nachdem bald orthodox, bald hereodox sind. Zur dritten, der Zahl nach geringsten, sonst aber „gewichtsvollsten“ Klasse zählt Walser sich selbst und er und seine Leute sehen in den „sogenannten kirchlichen Vereinen nichts weiter als öffentliche, unter dem Schutze des Staates stehende, religiöse Anstalten zur geistigen und sittlichen Veredlung des Volkes“; Hauptzweck des Pfarramtes ist ihnen „Beförderung der Sittlichkeit durch Lehre und Beispiel“, und da die Sittlichkeit des Menschen bedingt ist durch sein körperliches Wohlergehen, so sollen die Pfarrer auf oder unter der Kanzel auch diätetische Lebensregeln geben und zur Benützung neuer Erfindungen raten; auch sollen sie dann und wann in ein anständiges Wirtshaus gehen und sich mit den dort anwesenden Gemeindegliedern unterhalten und es nicht machen wie die „scheinheiligen Frömmeler, die eine solche Herablassung und Vereinigung mit den Nichtgeistlichen tief unter ihrer Würde halten und, um ihren Heiligenglanz ja nicht zu trüben, sich nicht vor die Türe wagen“ u. s. w. Zuletzt ermahnt er seine Amtsbrüder, fallen zu lassen, was sich nicht länger halten kann und ruft ihnen zu: „Fort mit den törichten, nichts-sagenden Titeln von Kirche und Geistlichkeit, von „geistlichen Ehrenhäuptern“ und „ehrwürdigen Geistlichen“, von „Dienern des göttlichen Wortes“, „auserwählten

Knechten Jesu Christi“, „Stellvertretern des Heilandes und seiner Apostel“ und was dergleichen Wortkram mehr ist!“ Er schliesst diesen Abschnitt, indem er die damalige Behauptung, ein Pfarrer sei nicht absetzbar wie ein weltlicher Beamter, eine ungeheure Anmassung nennt.

„Keine Vorzüge, keine Bevorrechtigung, keine Ausnahmen, keine geistliche oder weltliche Adelschaft in einer Demokratie!“ Dem Bruchstücke des dritten Abschnittes entheben wir folgende Sätze: „Kein Staat ist irgend einer Kirche als solcher Schutz schuldig. — Staat und Kirche gehen einander nichts an. — Die Kirche hat allein die Befugnis, ohne alle Einmischung des Staates ihre innern Verhältnisse zu ordnen. — Der Staat hat nur zu verhüten, dass die Anordnungen der kirchlichen Gesellschaft mit dem Zwecke derselben in Widerspruch treten, er darf aber auch nicht zugeben, dass sie irgend jemand durch Drohungen oder Zwang nötige, wider seine Ueberzeugung an ihren Gottesverehrungen und kirchlichen Gebräuchen teilzunehmen. — Auch das Ausschliessungsrecht darf der Staat der Kirche nicht gestatten, denn diese ist keine geschlossene Gesellschaft, weder geschlossen für den, der kommen, noch geschlossen für den, der gehen, und, wenn es ihm beliebt, wieder kommen oder, wenn es ihm beliebt, wegbleiben kann. — Jeder kirchliche Verein hat die Befugnis, seine Lehrer und Beamten selbst zu wählen und wenn sie das Vertrauen der Gemeinde nicht länger besitzen, zu entlassen.“ Ohne Vorliebe, aber energisch vom Standpunkte des unbedingten Selbstbestimmungsrechtes in religiösen Dingen nimmt sich Walser der Konventikel an. „Weder Kirche noch Staat dürfen solche ausserkirchliche religiöse Zusammenkünfte verbieten; es darf dies nur geschehen, wo durch Tatsachen erwiesen ist, dass sie die Absicht haben, die Rechte anderer zu verletzen. Auch der Um-

stand darf nicht als ein Argument gegen Konventikel ins Feld geführt werden, dass sie den Keim zu verderblichen und schwärmerischen Sekten legen, denn am Ende ist doch die Bibel die pandorische Büchse, aus welcher die meisten Sekten entsprungen sind, und es gibt keine positive Religion, die nicht ursprünglich eine Sekte (Religiönchen) gewesen ist“. „Gerade in diesem Punkt“, sagt Walser, „ist von Seite der Kirche und dem durch sie irgeleiteten Staat schon so viel und so schwer gesündigt worden, dass ich diese Abhandlung nicht schliessen kann, ohne mich noch mit ein paar Worten über die Rechte zu verbreiten, welche sowohl ganze Gesellschaften als einzelne Personen in Betreff der Freiheit des Bekenntnisses und der Mitteilung ihrer religiösen Grundsätze vom Staat und von ihren Mitbürgern verlangen können.“ Er weist hin auf die blühenden Staaten Amerikas, wo oft in einer Stadt zehn und noch mehr ganz verschiedene Religionsparteien in Friede und Liebe neben einander wohnen und dann gegensätzlich auf Italien, Spanien und Portugal mit ihrem Glaubenszwang und ihrer Verarmung und Sittenlosigkeit und sagt dann: „Ein Staat, welcher von seinen Bürgern begehrt, dass sie von dem höchsten Wesen keine andern Vorstellungen und Ideen hegen und dasselbe auch auf keine andere Weise verehren und anbeten sollen als in gewissen Formularen, die man symbolische Bücher, Katechismen, Kirchenagenden u. s. w. nennt, vorgeschrieben sind, ein solcher Staat ist ungeachtet aller bürgerlichen Freiheiten, die er im übrigen gewähren mag, die ärgste Despotie, die es nur geben kann.“ Noch folgen entsprechende historische Data und damit schliesst das Werk, soweit es gedruckt wurde. Das Manuscript für den ungedruckten Teil kam auch Dekan Heim nicht zu Gesicht.

Es zeigt uns diese ausserordentlich kühne Arbeit die letzten Konsequenzen seines Denkens. Nicht mit dem

Christentum, aber mit dem Staatskirchentum hatte Walser völlig gebrochen, sowohl mit seinen Formen als mit seinen Vertretern und wohl als einer der ersten Schweizer des 19. Jahrhunderts, jedenfalls der erste Appenzeller trat er offen und unerschrocken für Trennung von Kirche und Staat und zwar für eine volle, entschiedene und reinliche Trennung ein. Diese Frage ist in Genf zu gunsten der Trennung jüngst gelöst worden¹⁾, und da sie heute auch in anderen Kantonen von aktueller Bedeutung ist und in den theologischen Zeitschriften aller Lager ruhig besprochen wird, so darf man sich mit besonderem Interesse an Walser zurückerinnern, der schon zu einer Zeit für diesen Gedanken schrieb und wirkte, als es noch lebensgefährlich war, für solche ketzerische Ideen einzutreten.

Wir wissen, dass Hundt-Radowsky seinen intimen Freund und Mitkämpfer Walser dringend von der Abfassung und Veröffentlichung eines solchen Buches abgeraten hat. „Aber“, schreibt Hundt-Radowsky, „er befolgte meinen gewiss vernünftigen Rat nicht, und ich musste nachher für seine Schuld büßen.“ Hundt-Radowsky war gleichsam für vogelfrei erklärt. Er musste, wie wir bereits wissen, das Land verlassen. Das Rechtsgefühl Walsers empörte sich dagegen. Hundt-Radowsky's Feinde waren auch die seinigen. So bestieg er am 8. März 1829 die Kanzel zu einer „Passionspredigt“, in welcher er nach Joh. 13, 21—27 über „Freunde und Feinde“ sprach²⁾. Der Verfasser gab ihr auf der Rückseite des Titelblattes folgende Begleitung mit: „Ihr, die

¹⁾ Am 30. Mai 1907 wurde in Genf die Trennung von Kirche und Staat mit 7600 Ja gegen 6800 Nein angenommen.

²⁾ Ueber Freunde und Feinde. Eine Passionspredigt, gehalten in Grub den 8. März 1829 von J. U. Walser, Pfarrer. Trogen, gedruckt und im Verlag bei Meyer & Zuberbühler. 1829. 16 Seiten. In der Kantonsbibliothek Trogen.

Ihr meint, ich glaube nichts, weil ich einen Ungläubigen, der nichts zu essen und zu trinken hatte (Hundt-Radowsky) ein paar Tage an meinem Tische sitzen liess, oder weil Ihr hörtet, ich schreibe ein Buch gegen die Pfaffen, Ihr findet zwar hier kein vollständiges Glaubensbekenntnis, aber doch so viel, dass Ihr merken könnet, ob ich noch das alte, oder irgend ein neues Evangelium predige.“ Mit deutlichem Hinweis auf seine angefeindete Stellung sprach er unter anderem: „Sollte es aber meinen Feinden ausserhalb der Gemeinde früher oder später noch gelingen, mich um Eure Freundschaft und Euer Zutrauen zu bringen, so saget mir's lieber, als dass Ihr mich mit Unwillen länger behaltet, denn ich will nicht Euer Brot essen, wenn ich Eure Liebe entbehren muss, ich will nichts von Eurem Geld, wenn ich nicht zugleich auch Eure Herzen besitzen kann.“

Darauf setzte sich Walser mit seinen Kollegen zum letzten Male auseinander und hielt in drei ironisch-satirisch sich steigernden Schriften Schlussabrechnung mit ihnen¹⁾.

Zunächst erschien Walsers „*Gespräch über den Radowsky und sein Buch, den Judenspiegel*“ zwischen dem fortschrittlich gesinnten „Uli“ und dem am Alten, Ueberlebten haltenden „Bastian“. Dieses kurze Gespräch von nur 5¹/₂ Seiten erschien anonym. Aber wer anders kann es geschrieben haben als Walser? Diese gründliche Kenntnis von Land und Leuten nach all' ihren Licht- und Schattenseiten und diese meisterliche Schreibart! Als Antwort auf dies Gespräch folgte ebenfalls anonym — von Pfarrer Kürsteiner in Heiden — die Broschüre: „*Zuruf an das Volk von Appenzell Ausser-Rhoden. Eine Stimme der Liebe von einem Freunde und Mitgliede desselben*“. Er kennt den Verfasser jenes anonymen Ge-

¹⁾ Von diesen drei Schriften finden sich die ersten zwei in extenso und von der dritten der 2. Teil abgedruckt im Anhang IV S. 89 ff.

spraches, nennt aber vorderhand dessen Namen nicht: „wenn aber, wie wir hoffen, er sich wird nennen müssen“, schreibt Kürsteiner, „dann werde auch ich mich nennen, und zwar freiwillig.“ Er bedauert, dass der böse Feind Hundt-Radowsky in unser stilles Alpenland gekommen sei, um Ruhe und Glück zu zerstören, mit Religionspöttelei und Religionsverachtung nach und nach das Asehen der Gesetze, ja sogar die Moral schon in den Herzen der Kinder zu untergraben. Er suchte ihm Unrichtigkeiten, Unwahrheiten, Entstellungen, Uebertreibungen und Trugschlüsse nachzuweisen und nannte ihn einen Giftbringer, Verführer, Ruh- und Glück-Räuber, einen Eidumstürzler, Wohlfahrtuntergraber, Lebenstrost-Entreisser, einen Revolutionär und Geist des Leichtsinns, der Frechheit, der Lästerung, der Bosheit u. s. w.

Walser entgegnete hierauf in scharf-satirischer Form mit der Broschüre: „*Sonnenklarer Beweiss, das der Hundt-Radowsky* der in der Offenbarung Johannis beschriebene *Anti-Christ* sey. Verfasset von einem wahren Christen. Gedruckt in diesem Jahr“¹⁾. In absichtlich unbeholfener Orthographie tritt er den komisch-ironisch-satirischen Beweis an, dass in der Tat der Hundt-Radowsky der „geprophezeihete Antychrist“ sein müsse oder das Offenbarungstier „aus dem Abgrund mit sieben Häuptern und zehn Hörneren, Und auf seynen Häuptern zehn Kronen, Und auf seynen Häuptern Namen der Lästerung; Und das Thier das ich sah, war gleich einem Pardel; Und seyne Füsse als Bärenfüsse; Und seyn Mund als eines Löwenmund; Und der Drach gab ihm seyne Kraft; Und seynen Stuhl; Und grosse Macht.“

Damit war diese Angelegenheit zum Abschlusse gelangt, noch nicht aber Walsers Kampf gegen die Geistlichkeit.

¹⁾ Auf der Kantonsbibliothek Trogen.

Im Jahre 1831 veröffentlichte Walser anonym ¹⁾ seine schärfste Satire: „*Entwurf zu einem weltlichen und geistlichen Reglement im Lande Utopia*. Zweite Auflage. Verfasst anno 1821. Gedruckt anno 1831.“ Er parodiert auf 16 Seiten die veralteten Land-Mandate und Synodalstatuten in einer dem Kanzleistyl oft bis zum Wortlaute parallelen Form. Diese Utopia dürfte wohl einzigartig in der Bewegung der 1830er Jahre in der Schweiz dastehen. Ueberall nahm man die Verfassungs- und Kirchenfragen unsäglich ernst; einem appenzellischen Pfarrer blieb es vorbehalten, seinen Witz, seine Ironie, seine gepfefferte Satire auch an einer so hochwichtigen Materie zu betätigen. So aber kann nur Einer schreiben, der mit der Kirche und mit dem überlieferten Glaubensleben gebrochen hat. Nicht mit versöhnendem Humor betrachtet er die menschlichen Schwächen seines Standes, sondern mit rücksichtslosem Spott gibt er dieselben der Lächerlichkeit preis.

Walsers Verhältnis namentlich zu seinen Kollegen gestaltete sich immer schroffer. Nach Uebereinkunft der Synodalen nämlich durfte über den Inhalt der Synodalversammlungen nichts in die Oeffentlichkeit gelangen ²⁾. Walser aber hielt nicht nur seinen Freund Nagel mit den Verhandlungen und Beschlüssen derselben auf dem Laufenden, sondern er veröffentlichte sogar in dem Appenzellischen Monatsblatte Referate über die Verhandlungen der beiden Synoden der Jahre 1830 und 1831, die einen Sturm der Entrüstung unter seinen Kollegen hervorgerufen haben sollen ³⁾. Wir begreifen es aber auch vollständig, da er mit der würdevollen Versammlung nicht ganz sanft

¹⁾ Appenzellisches Monatsblatt 1835, S. 74.

²⁾ Johannes Baumann. Rechtsgeschichte der reformierten Kirche von Appenzell A. Rh. Basel, 1898; S. 45 ff.

³⁾ Appenzellisches Monatsblatt 1831, S. 49 ff.

umging, und, wie gesagt, mit scharfgespitzter Feder und mit sarkastischem Geiste über die zum Teil ja allerdings kleinlichen, engherzigen, und wohl auch gelegentlich geradezu nichtssagenden und lächerlichen Verhandlungen referierte ¹⁾).

„Es war nämlich zu jener Zeit kein einzelnes Beispiel in unserem Lande“, schreibt das Appenzellische Jahrbuch 1862, S. 34, „dass sich Geistliche herausnahmen, die Kanzel zu missbrauchen, um dem oder jenem Hauptmann oder Beamten, wie man zu sagen pflegt, von der Kanzel herunter einen Hieb zu geben, und solche Anlässe wurden von Seiten der Obrigkeit benutzt, um auch einzelnen Geistlichen ihre Fehler und Fehltritte aufzudecken und schonungslos gegen sie zu verfahren ²⁾. Uebel

¹⁾ Appenzellisches Monatsblatt 1830, S. 57 ff. z. B.: „Soll in derjenigen Gemeinde, wo die Verkündung einer Ehe nur der Braut wegen geschehen muss, die Braut oder der Bräutigam zuerst genannt werden? Antwort: die Braut. Ferner: Ein Beerdigungsgesetz für die Frühgeburten soll in der Hauptsitzung besprochen werden. Ferner: Wie das Akteneinsenden an den Landammann, Art. III, 5, im Ehebüchlein zu verstehen sei? Antwort: Niemand wisse es, auch der regierende Landammann nicht. Ferner: Ob man nicht auf die Mahlzeiten aus dem Landseckel freiwillig verzichten wolle, noch ehe die Obrigkeit sie abschaffe? Bis auf Einen sagen Alle ja. Es zahlte nämlich bis jetzt die Obrigkeit den Geistlichen ein Mittagessen aus der Landeskasse, während hinwiederum die Geistlichen die Repräsentanten der Obrigkeit nachts bewirteten. Versteht sich's, dass es da nicht mager herging und unsere Herren Kapitalisten, die jährlich unter harten Wehen ihre Steuern an das Land zahlen, werden uns für dieses Ersparniss Dank wissen. — Den Schluss dieser Sitzung machte ein Geschäft gegen ein anwesendes Mitglied, wovon unser Heiland sagt: Es soll die linke Hand nicht wissen, was die rechte tut, und damit Punktum.“

²⁾ Nach dem Appenzellischen Monatsblatte 1825, S. 246 wurden solche Predigten „Stühlepredigten“ genannt und als Beleg angeführt: „Einem Manne auf Gais sollte vor vielen Jahren eine sogenannte Stühlepredigt gehalten werden. Er blieb aber längere Zeit von der Kirche aus. Endlich einmal sah ihn der Pfarrer auf der Emporkirche, und schnell benutzte er diesen Anlass, dem Bauer den Text zu lesen. Dieser, des Dings überdrüssig, zog nach einer Weile den

vermerkten es die Geistlichen, als auch sie, die bisher ausser dem Gesetze standen, nicht nur von der Obrigkeit, sondern auch von Hauptleuten und Räten zur Verantwortung gezogen und zur Strafe eingeleitet werden sollten; ein Verfahren, das nach damaligen Begriffen durchaus nicht biblisch war. Alle Jahre fand nämlich an der Synode eine sogenannte Zensur statt¹⁾, d. h. ein Akt, bei dem der Name eines jeden Geistlichen verlesen wurde.

Da Heim selbst noch manche Jahre solchen Zensuren beiwohnte, so möge er uns selbst die zeremoniöse Behandlung dieser Geschäfte erzählen. Er schreibt: „Beim Dekan wurde der Anfang gemacht und sowie der Name genannt worden ist, musste sich der Betreffende aus der Versammlung entfernen. Nun wurde die Umfrage gehalten, ob irgend einem der Herren Amtsbrüder irgend etwas Nachteiliges oder sonst etwas bekannt sei, das ihn unfähig mache, ferner ein Mitglied der Synode zu sein. Mochte vielleicht, was wir nicht wissen, diese Zensur in früheren Jahren mit Offenheit und Unparteilichkeit benutzt worden sein, so wurde sie doch in den letzten Jahren zur reinen Form, indem natürlich nichts als Gutes über den im Abstand befindlichen Konfrater gemeldet, derselbe wieder hereingerufen und als ferner der Synode treu verbleibendes Mitglied bekomplimentiert wurde. Hatte ein Geistlicher diese Zensur passiert, so war er wieder für ein Jahr unantastbar. Der hochwürdige Herr Dekan hatte einen Herrn Vetter Pfarrer unter seinen

Hut ab, schwenkte ihn hin und her und sprach: „Herr Pfarrer, prediged de-n Andere-n-au, nüd gad meer; ehr händ de Loh au nüd gad vo meer elää!“ Darüber entstand ein allgemeines Gelächter, so dass der Pfarrer aufhören musste.“ Vergl. ferner: Der Appenzeller Witz. Eine Studie aus dem Volksleben von Alfred Tobler. Heiden, 1906, S. 33.

¹⁾ Baumann, Johannes, a. a. O. S. 66 ff.

Kollegen, den er natürlich bei jedem, der die Zensur zu passieren hatte, üblicher Weise auch anfragte, ob er nichts Ungeziemendes und Nachteiliges über den betreffenden Herrn Amtsbruder wisse. So viele Anfragen kamen, eben so oft repetierte sich folgende Antwort: Hoch- und wohllehrwürdiger Herr Vetter Dekan! Mein Hochgeachteter, Hochgeehrter, wohlweiser und fürsichtiger regierender Herr Landammann! Meine Hochgeachteten, Hochgeehrten Herren Landammann und Pannerherr und übrige Hochgeehrte beisitzenden Mitglieder des E. Grossen Rates! Meine Hoch- und wohllehrwürdigen Herren Amtsbrüder und geistliche Mitglieder einer wohllehrwürdigen Synode! I wässe nütz! (d. h. nichts Nachteiliges über den betreffenden Amtsbruder¹⁾).

Da stellte Walser auf der Synode des Jahres 1831²⁾ den Antrag, diese Zensur als veraltet abzuschaffen: „Jeder sei bei dieser Gelegenheit ein Mann ohne Makel, treu, gerecht, bieder, klug und weise, verständig, gelehrt und ein excellenter Prediger!“ Sein Antrag beliebte nicht. Im nächsten Jahre wurde die Zensur wieder vorgenommen. Der Gruberpfarrer stellte neuerdings den Antrag auf deren Beseitigung. Dagegen solle man in Diskussion setzen, wie man in Zukunft die Zeit nützlicher zubringen könnte. „Umsonst, es wurde beschlossen, beim bisherigen Modus zu verbleiben und somit die im Lande angestellten Geistlichen jeden apart, die auswärtigen aber en bloc zu zensieren.“ Walser schliesst seinen Bericht mit den Worten: „Der Akt ging indessen bald und leicht vorüber und es mangelte Keinem auch nicht ein Lot am Gewicht. Möchten das doch die betreffenden Gemeinden alle fassen und glauben können.“

¹⁾ Appenzellische Jahrbücher 1862, S. 35 ff.

²⁾ Appenzellisches Monatsblatt 1831, S. 49 ff.

Das Wichtige bei dieser Angelegenheit ist die Tatsache, dass Walser für die Öffentlichkeit der Verhandlungen eintrat, für das Recht des Volkes, Kenntnis zu nehmen von demjenigen, was an den Synoden vorging¹⁾.

Schon früher hatte er einmal die Gelegenheit ergriffen, über die Zensur²⁾ zu schreiben.

Zwar existierte dieselbe in Appenzell Ausserrhoden seit 1826 nicht mehr³⁾.

¹⁾ Appenzellisches Monatsblatt 1837, S. 163 und Sammlung der in Kraft bestehenden Verordnungen und Beschlüsse. Ausgabe 1834, S. 29.

²⁾ Vergl. Appenzeller Zeitung 1837: Ueber die Freiheit des Wortes und der Schrift mit besonderer Rücksicht auf den Kanton Appenzell A. Rh. Nr. 54—57, 60—62. Hochwächter am Säntis 1833, S. 193.

³⁾ Nekrolog des Altlandammann Mathias Oertly, M. D. von Teuffen: Appenzellisches Monatsblatt 1837, S. 158 und Beilage A. zu diesem Nekrologe: „Eidgenössischer Gruss des Abgeordneten von Appenzell A. Rh., Landammann Oertly an der Tagsatzung zu Luzern im Jahr 1826“, S. 172. In diesem Nekrologe heisst es: „Oertly darf ohne anders als der Schöpfer der freien Presse in Ausserrhoden bezeichnet werden. Als er an das Steuer des Staates trat (1818—1832), hatten wir noch eine zahlreiche Zensurbehörde, die in der Regel aus einem Standeshaupten und einem Geistlichen auf jeder Seite der Sitter bestellt wurde. (Vergl.: Otto Tobler, Entwicklung und Funktionen der Landesämter in Appenzell A. R.: Appenzellische Jahrbücher 1906, S. 147 ff.). — Neun Jahre vor Oertly's Amtsantritte erliess der Grosse Rat sogar noch einen Befehl, dass man nicht blos alles, was man im Lande drucken lassen wolle, sondern auch was man auswärtigen Zeitschriften einzusenden gedenke, vorerst den hiesigen Zensoren zur Genehmigung vorzulegen habe. (Als Veranlassung zu diesem Beschlusse wurde allgemein die im Schweizerboten 1809, Nr. 11 enthaltene „Einladung an das berühmte Schatzgräber-Männchen zu und im Kanton Appenzell“ bezeichnet). Zu Oertly's Zeiten finden wir noch eine Wahl von Zensoren; den 8. März 1820 ernannte der Grosse Rat die Herren Säckelmeister Tobler und Pfarrer Knuss an diese Stellen. Später liess Oertly die Wahl unvermerkt eingehen, und als zuerst das Monatsblatt, dann die Appenzeller Zeitung auftraten, war die Zensur — vergessen . . . Wir erinnern uns nicht, dass Oertly seiner Ansicht über die freie Presse untreu geworden sei, obwohl die Freude, die er an dem ersten Auftreten der freien ausserrodischen Presse hatte,

Gewisse Vorkommnisse¹⁾ veranlassten Walser zur Feder zu greifen und in bitterer Ironie den Segen der Zensur in folgender Weise zu besprechen²⁾: „Jedermann weiss nämlich, welch' eine schwierige Sache für uns Erdensöhne das Denken ist, und wie herrlich sich's unter dem Monde leben liesse, wenn man nur nicht denken müsste. Nun, davon befreien die Zensoren. Wie das holde Kind den von seiner Pflegerin vorgekauften Brei, so darf der Leser die durch die Hände der Zensoren gegangene Schrift hinnehmen, hinunterschlucken ohne Bedenken; denn, da darf er nun sicher sein, dass nichts Falsches, Unsauberes, Verkehrtes, kurz nichts, was nicht männiglich zu wissen und zu glauben frommen würde, mehr daran ist Nur eine Schwierigkeit scheint der

allmählig bitterm Unmute wich. Der Herausgeber der Appenzeller Zeitung (Statthalter Johs. Meyer) behauptete auch den Insinuationen und Rügen Oertly's gegenüber seine Selbständigkeit, und so folgte nach und nach ihrer warmen frühern Freundschaft eine entschiedene Spannung. Von Oertly's Seite trat sie am entschiedensten in einem Aktenstücke hervor, das der Erzähler seiner Zeit brachte (Jahrgang 1830, Beilage zu Nr. 19); von Meier's Seite in den „Seume'schen Sprüchlein“, die er in Nr. 17 der Appenzeller Zeitung 1830 einrückte. Für Meyers frühern freundschaftlichen Ton mit Oertly lese man aus einem Briefe Meyers folgende Aeusserung, die sich auf einen damals stark besprochenen Pressprozess bezieht: „Die Pressfreiheit im Appenzellerlande ist einem Sodomsapfel gleich. Ihr äusserer Anblick macht den Mund wässern; beisst man drein, so kriegt man den Mund voll Asche und erstickt schier daran.“

Vergl. auch: Hundt-Radowsky, Der Schweizerspiegel, S. 103, Anmerkung.

¹⁾ Der „Hochwächter am Säntis“, Jahrgang 1833, S. 193 berichtet diesbezüglich: „Bruchstücke aus Statthalter Maiers handschriftlichem Nachlass“. Die damals sogen. Kantons-Bibliothek-Kommission hatte in einer „berücktigten Sitzung“ die Bücher-Zensur beschlossen. Präsident war Dekan Frei in Trogen. Pfarrer Walser in Grub und Doktor Fisch in Herisau waren ebenfalls Mitglieder, wurden aber nicht eingeladen.

²⁾ Gedanken und Vorschläge zur Einführung einer Zensur in Appenzell Ausserrhoden: Appenzellisches Monatsblatt 1828, S. 73 ff.

Sache noch im Wege zu stehen, nämlich, wo die Männer finden, die zu diesem nicht minder schwierigen als erspriesslichen Geschäfte zu brauchen sein möchten! In jedem Falle dürfte man dazu keine ausgebrauchte Denker nehmen, sondern es müssen dicke und fette Leute sein, die ihre Denkkräfte bis dahin gespart haben und nun desto eher im Stande wären, etwas auszuhalten.

Ferner müssten das Männer sein, die alle vier Winde aus dem Fundamente verstünden, damit sie jeden Tag genau wissen könnten, wohin der Wind weht, d. h. was heute wahr oder falsch, recht oder unrecht, nützlich oder schädlich sei, weil diese Dinge eben auch, wie alles in der Welt, vom Winde regiert werden. Das setzt aber ein ausserordentlich feines Gefühl voraus und kann weder mit dem Löffel, noch mit der Gabel eingenommen, sondern muss erst durch lange Uebung erlangt werden. Da indessen die Erfahrung lehrt, dass Jeder, der einmal durch Mehrer Hand zu etwas erwählt wurde, es auch hat können, so verlassen wir uns auch diesmal darauf und glauben an das alte Sprüchwort: Wem der Herr gibt ein Amt, dem gibt er auch Verstand.“

Damit hatte Walser politischen Boden betreten, auf dem er sich mehr und mehr heimisch fühlte. Die Zeit schien ihm gekommen zur Abschaffung aller Vorrechte und zur Einführung der wahren, reinen Volksherrschaft. Zu dem Zwecke veröffentlichte er ein im Jahre 1797 erschienenenes und 1828 in zweiter Auflage gedrucktes Schriftchen: Bestgemeinter Unterricht an alle Demokraten und besonders des freien und unabhängigen Staats Appenzell. Nach der Original-Ausgabe von J. A. S. Dr. J. U.¹⁾.

¹⁾ Siehe: Gesammelte Abbatiscellanea. Politisches. Kantonsbibliothek Trogen. Nr. 3135. Verfasser ist Pfarrer Dr. Suter in Haslen-Innerrhoden. Vergl. Med. Dr. Heim: Kurze und unterhaltende Beschreibung der Revisionsräte a. a. O. S. 17. Ueber den mutigen Verfasser dieses „politischen Katechismus“ berichtet Gottlieb

Walser veränderte diesen Katechismus zeitgemäss und gab ihm den Titel: „*Kurzer Unterricht über die Verfassung des Kantons Appenzell. Ein Gespräch zwischen Vater und Sohn auf dem Wege zur Landsgemeinde 1827*“¹⁾. Es erlebte zwei Auflagen. Hierin werden dem Titel entsprechend die verfassungsmässigen Zustände des Landes erörtert. Walser ergriff die Gelegenheit, Willkürlichkeiten und verfassungs- und gesetzwidrige Massnahmen der Obrigkeit von der Mitte des 16. Jahrhunderts an bis auf die neueste Zeit furchtlos als solche zu bezeichnen. Er spricht der Landsgemeinde als dem Souverän das oberste Recht zu; er geisselt die hierarchischen Umtriebe und die Geheimtuerei der Geistlichkeit an den so ziemlich nutzlosen Kapitelsversammlungen; er spricht für die periodische Wiederwahl der Geistlichen, gleich den anderen Gemeindebeamten, Ratsherren, Schulmeistern, Messmern u. s. w. und zog schliesslich die Richtlinien für eine zukünftige Verfassungsrevision. Wir können diese Schrift als den Sturmvogel bezeichnen, welcher der Bewegung des Jahres 1830 voranflog. Walser hat so als der erste der Verfassungsrevision gerufen, und

Büchler in der Einleitung seiner im Manuscripte in der Gemeindebibliothek Herisau erhaltenen Schrift: „Kritische Beleuchtung des von Pfarrer Walser in Grub anonym erschienenen Landsgemeindeggesprächs 1827 Folgendes: Joseph Anton Sutter, Pfarrer in Haslen, ein eifriger Freund des im Jahr 1784 unschuldig hingerichteten Landammann Suter wurde von der herrschenden Geiger'schen Partei der Pfarrei enthoben, in der Folge wieder mit einer Kaplanei in Appenzell versehen. Appenzellisches Monatsblatt 1828, S. 191.

¹⁾ Ueber dieses Gespräch Walsers äussert sich der Schwellbrunner Bauer und Weber Gottlieb Büchler in dem erwähnten, ungedruckt gebliebenen Manuscripte und deckt im besondern verschiedene historische Irrtümer der Walser'schen Schrift auf.

Ueber Gottlieb Büchler vergl.: Gabriel Rüschi. Gemälde der Schweiz. XIII. Der Kanton Appenzell, 1835, S. 89. Appenzellisches Monatsblatt 1827, S. 49 ff.

er war deswegen auch berufen, in dieser das ganze Land berührenden Angelegenheit eine massgebende Rolle zu spielen.

Das geschriebene „Landbuch des Lands Appenzell der äusseren Rhoden“ vom Jahre 1747¹⁾ wurde bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein ziemlich geheim gehalten²⁾. Erst im Jahre 1828 erschien es nach dem auf dem Rathhause in Trogen befindlichen Originalen im Drucke. Es war alt geworden; es hatte sich überlebt. Es enthielt 190 Artikel, von denen mehrere wegen ihrer Unbestimmtheit sehr ungleich gedeutet werden konnten; andere waren überhaupt nicht mehr anwendbar³⁾ und manche waren in veralteter, unverständlich gewordener Sprache abgefasst.

Neben dieses Landbuch hatte die Obrigkeit im Jahre 1814 ohne Wissen des Volkes eine zweite, willkürlich abgeänderte Verfassung in das eidgenössische Archiv zu Handen der Tagsatzung deponiert, will sagen „eingeschmuggelt“. Von dieser „Verbotwaare“, „Contreband“⁴⁾ bekam die Oeffentlichkeit erst Kenntniss durch die Veröffentlichung der Verfassungen aller Kantone in Dr. Usteri's Handbuch des schweizerischen Staatsrechts vom Jahre 1821⁵⁾. Diese abgeänderte Verfassung nannte

1) Tobler, O. Entwicklung und Funktionen der Landesämter in Appenzell A. R. vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Gegenwart in: Appenzellische Jahrbücher. Trogen, 1906.

2) Gabriel Rüschi, Der Kanton Appenzell. St. Gallen und Bern 1835, S. 127.

3) J. Nagel, Landeshauptmann: „Auch ein Wort über das Landbuch, die im eidgenössischen Archiv liegende Verfassungsurkunde u. s. f. Trogen; S. 11.

4) Titus Tobler: Der Rath am Falkenhorst. Oder: Bemerkungen über das Landbuch, das erneuerte Landmandat, die Sammlung der in Kraft bestehenden Verordnungen und andere Dinge, welche den getreuen, lieben Landleuten von Appenzell-Ausserrhoden zur Prüfung und Beherzigung vorgelegt werden. Trogen, 1830, S. 10 ff.

5) Mitgeteilt in den Appenzellischen Jahrbüchern 1873, S. 246 ff. Ferner: Appenzellische Jahrbücher 1860 und 1861: Der Kampf um

das Volk die „gefälscht“ oder auch die „Quasi-Verfassung“¹⁾. Der „Hochwächter am Säntis“²⁾ nannte das Vorgehen geradezu Hochverrat; er bezeichnet diese Verfassung als einen Schandfleck, eine meineidige Verstümmelung, einen Betrug, eine schändliche Leichtfertigkeit und Schlechtigkeit, eine freiheitsmörderische Verfassung und die sie dem eidgenössischen Archive einlieferten, nannte er Blut-sauger der appenzellischen Freiheit, Schnitzler an unseren Volksrechten und die Dreizipfelmänner, die bedegeten Land- und Rathsherrlein von 1714, 1814 und 1820³⁾.

Das Volk verlangte die Zurückziehung dieser Verfassung aus dem eidgenössischen Archive, Revision des alten Landbuches und Durchsicht und Verbesserung erlassener Verordnungen, Mandate und Beschlüsse des Grossen Rates.

politische und soziale Grundsätze im Kanton Appenzell A. R. während der letzten drei Jahrzehnte.

¹⁾ Manuscriptensammlg. der Sonnengesellschaft in Speicher 1820.

²⁾ Herausgegeben von J. J. Hohl, Arzt in Wolfhalden, 1833, S. 190.

³⁾ Es handelte sich bei diesem Verfassungsansturme besonders um Wiederherstellung des Artikel 2 des alten Landbuches, des sogen. „Freiheits-Artikels“, wonach der Grosse Rat verpflichtet war, Anträge aus dem Volke nicht nur zu prüfen, sondern dieselben auch vor die Landsgemeinde zu bringen. Eventuell hatte jeder Stimmberechtigte das Recht, seinen Antrag selbst „auf dem Stuhl“ an die Landsgemeinde zu bringen. Auch hatte das Volk das Recht der freien Einberufung von ausserordentlichen Landsgemeinden und Kirchhören. Nach der verstümmelten, der „gefälschte“ Verfassung von 1814 aber hatte der Grosse Rat zwar wohl die Pflicht, Anträge aus dem Volke zu prüfen, nicht aber dieselben vor die Landsgemeinde zu bringen, falls sie ihren Beifall nicht hatten. Auch war vom eventuellen Auftreten des Einzelnen „auf dem Stuhl“ mit einem Antrage keine Rede mehr. Ausserordentliche Landsgemeinden und Kirchhören sollten nur noch mit „Vorwissen und Bewilligung eines der vier Standeshäupter angekündigt und gehalten werden.“

So war der ganze gegenwärtige Staat in Frage gestellt. Neue politische Ideen rangen mit dem Ueberlebten. Man sprach von Gesetzgebungsrecht des Volkes, der Gewaltentrennung¹⁾, von Abschaffung des Nepotismus, der Aemterhäufung und Titulaturen²⁾, von der Oeffentlichkeit des Rechnungswesens³⁾, der Pressfreiheit, der Milder-

¹⁾ Siehe die Flugschrift Nagels: „Auch ein Wort über das appenzellische Landbuch u. s. w. Trogen; 1830“: „Wenn sich z. B. jemand in einer Angelegenheit, die den Landseckel betrifft, an seinem Recht gekränkt glaubt, so kann er, so wie es gegenwärtig steht, kein selbständiges Gericht finden, weil die verwaltende Behörde, die für den Landseckel zu sorgen hat, und die richterliche, die über den Gegenstand urteilen soll, eine und dieselbe ist; es ist der Grosse Rat, der in diesem Falle Partei und Richter zugleich ist; Partei, weil er seiner Verfügung wegen angegriffen wird, und Richter, weil er darüber Recht sprechen soll; derjenige also, der sich durch eine Verfügung des Grossen Rates zu Gunsten des Landseckels im Nachteil findet, muss sein Recht vor dem nämlichen Rat, also vor derjenigen Behörde suchen, die die Verfügung getroffen hat, und so steht er mit seinen Einwendungen vor seiner Gegenpartei; wenn nun seine Einwendungen kein Gehör finden und der Rat bei seiner Verfügung beharrt, so kann dieser seinen Beschluss überdies noch in Anwendung bringen, denn er ist zugleich auch die vollziehende Gewalt und damit im ganzen Prozess Alles in Allem, was doch wohl zu viel ist. Das gleiche Verhältniß erscheint auch in Fällen, wo der Grosse Rat durch Wort oder Schrift geschmäht oder irgend einer unrechten Handlung beschuldigt würde; auch da ist er, wenn er den Angreifer belangt, Partei und Richter zugleich.“ Vergl. auch: Appenzellische Jahrbücher 1860, S. 33, Anmerkung.

²⁾ Dr. Heim sprach im Revisionsrate für Abschaffung der „un-nützen Titulaturen“: „Hochgeachten und Wohlweisen“, „Hochgeachten und Hochgeehrten“. Dafür genüge: „Herr Präsident und meine Herren“.

³⁾ Die Einnahmen und Ausgaben des Landseckels waren früher dem Volke ein völliges Geheimnis gewesen; alles, was dasselbe über seinen öffentlichen Haushalt vernahm, waren die Steuererhebungen, die der Grosse Rat beschloss, wenn er Geld nötig hatte, und die jährliche, zur stehenden Formel gewordene Versicherung der Landesbeamten an der Landsgemeinde: „es sei dem Rate „gsichtige, richtige Rechnig“ abgelegt worden, „so dass der gmei Landma gär wohl chönn vergnüegt ond zfredre sy.“

ung des starren Amtszwanges, vom freieren Landrechtserwerbe und von freier Niederlassung, Rechtsgleichheit, Oeffentlichkeit der Verhandlungen, von Hebung der Wehrfähigkeit, der Schule und Bildung durch Staat und Gemeinde, von Bekenntnisfreiheit und religiöser Duldung, von Steuererleichterung und von billiger Verteilung der öffentlichen Lasten, Erleichterung der Militärlasten und von Gewerbefreiheit. Der literarische Kampf¹⁾ wurde nun geführt von Johannes Meyer (1799—1833), Statthalter in Trogen, Gründer und Redaktor des Appenzellischen Monatsblattes (1825) und der Appenzeller Zeitung (1828²⁾); Joh. Ulrich Walser (1798—1866), Pfarrer in Grub; Landeshauptmann J. Nagel (1790—1841³⁾), Arzt in Teufen; Dr. med. Titus Tobler (1806—1877⁴⁾) und Dr. med. Joh. Heinrich Heim (1802—1876⁵⁾), Statthalter und Arzt in Gais. Joh. Meyer und Landeshauptmann Nagel traten im Appenzellischen Monatsblatte des Jahres 1829 mit zunehmender Entschiedenheit für die Verfassungsrevision ein. Darauf kam im Jahre 1830 Titus

¹⁾ Appenzellisches Monatsblatt 1833, S. 137—152; 1835, S. 99 ff. Appenzeller Zeitung 1833, S. 566, 608, 609. Der Hochwächter am Säntis 1833, S. 89, 160, 167, 176, 182, 185, 193, 203, 211. — 1835, S. 49. Appenzellische Jahrbücher 1860, 1861, 1870, S. 150. — 1904, S. 68.

²⁾ Im Appenzellischen Monatsblatte 1833, S. 149, weiss Dekan Frei in Trogen: „wie sogar die fremde Diplomatie dieses freimütigen Organs sich bediente, so wenig „höfisch“ es war, um ihrem Aerger über schweizerisches Unwesen Luft zu machen.“

³⁾ Appenzellisches Monatsblatt 1841. Appenzellische Jahrbücher 1861 und 1907.

⁴⁾ Dekan Heinrich Jakob Heim: Dr. Titus Tobler, der Palästinafahrer. Ein appenzellisches Lebensbild. Nach handschriftlichen Quellen bearbeitet. Zürich, 1879.

⁵⁾ Dekan Heinrich Jakob Heim: Eine seltene Freundschaft. Med. Dr. Joh. Heinrich Heim und Med. Dr. Titus Tobler: Appenzellische Jahrbücher 1882, S. 231 ff. Der Hochwächter am Säntis 1833/34.

Tobler mit seinem „gleich einer Bombe einschlagenden „Rath am Falkenhorst“¹⁾.

Zu vollem Durchbruch aber verhalf der Verfassungsrevision erst das Memorial Heim's, das er, mit vielen Unterschriften versehen, am 7. Dez. 1830 dem Grossen Rate in Teufen vorlas. Dieser erliess hierauf am 20. Januar die von Landeshauptmann Nagel redigierte Proklamation an's Volk mit der Anfrage, ob es in die Revision eintreten wolle. Diese wurde von der Landsgemeinde 1831 mit grosser Mehrheit beschlossen²⁾.

Den bisherigen Agitationsschriften reihte sich nun im Jahre 1831 Walsers Broschüre an, betitelt: *„Das alte und das neue Testament, das alte Landbuch, die alten Rechte und Gerechtigkeiten, an's Licht gezogen. Trogen, 1831“*³⁾.

Walser betont vor allem das Recht zur Vornahme einer Revision, denn wenn nie etwas Neues vorgenommen worden wäre, hätten wir ja nicht einmal eine Bibel, ein Landbuch und Gerechtigkeiten u. s. w. Wie die 10 Gebote Moses, das Gesetz- und Landbuch der Israeliten, ihre geschichtliche Entstehung haben, ihre notwendigen Erläuterungen und Anwendungen erfahren mussten, und schliesslich durch das neue Gebot Jesu: „Dass Ihr Euch untereinander liebet“, trotz dem Widerstand der Pfaffen überwunden wurden, so verhält es sich auch mit unserem

¹⁾ Siehe Anhang III. — Der Hochwächter am Säntis, Jahrgang 1833, S. 185.

²⁾ Ueber den weiteren Verlauf der Revisionsbewegung siehe den vorhergehenden Artikel S. 9 ff.

³⁾ Diesen sonderbar anmutenden Titel entnahm der Verfasser einem Vorgange an der Landsgemeinde des Jahres 1715. (Siehe Gabriel Walser. Neue Appenzellerchronik. St. Gallen 1740. S. 726.) Dazumal leitete Seckelmeister Zellweger die Abstimmung folgendermassen ein: „Wem wohl'gfällt, dass man beim alten und neuen Testament, bei den alten Rechten und Gerechtigkeiten bleiben wolle, der heb' seine Hand auf!“

Gesetz- und Landbuch und mit unseren Land-Mandaten und Verordnungen. Revisionen sind geradezu eine geschichtliche Notwendigkeit, denn das blosses Kleben am Alten ist dem Vaterlande verderblich, ja der Tod eines freien Volkes. Revision unserer Gesetze tut not, um manches Ueberlebte, Ungesetzliche, Willkürliche auszumerken und die Landsgemeinde und die Kirchhöfen mit den ihnen entwundenen Rechten wieder auszustatten und den Beisassen ¹⁾ gleiche Rechte und Pflichten wie den Ortsbürgern zu erteilen. Mit welcher Wärme tritt Walser für die zuletzt genannte Forderung ein! „Hier muss eingeschritten werden!“ schreibt er, „wenn auch sonst keine Revision beschlossen wird, denn hier handelt es sich nicht um Verbesserung von Gesetzen, sondern hier handelt es sich um Zurückgabe eines ungerechten Gutes, d. h. des Vorrechts, das sich ein Teil der Landleute über den andern angemast hat; hier handelt es sich um Freisprechung von Mitmenschen . . . , hier ist eine Hauptstütze der Aristokratie niederzureissen. Dem muss abgeholfen werden. Warum sollte man hier nicht Ortsbürger und in seiner Heimat politischer Bürger zugleich sein können? Die Schwierigkeit des Armenseckels ist belanglos. Meine Gemeinde ist ja nicht die, wo einst mein Grossvater oder Urgrossvater oder meines Grossvaters Urgrossvater gelebt und gewebt hat, von der ich vielleicht gar nicht einmal weiss, ob sie noch da ist und wer darinnen ist, weil ich sie noch nie gesehen; sondern das ist meine Gemeinde, wo ich Eltern, Kinder, Verwandte, Haus und Gewerb' besitze und Schutz und Schirm geniesse . . .“

„Unsere Beisassen sind ja keine Oestreicher oder Franzosen, die erst das Landrecht erwerben müssen,

¹⁾ Ueber die Beisassen: Appenzellisches Monatsblatt 1831, S. 17 ff.

sondern Landleute, so gut als wir, mit denen wir soeben auf dem Landsgemeindeplatz auch eine Gemeinde gebildet, und die dort mit uns geschworen haben des Landes Nutz und Ehre zu fördern, und denk wohl da, wo sie sind, nicht da, wo sie nicht sind.“ Und sollte man sie alsdann etwa der Verschwendung verdächtigen wollen, dass sie nicht „hausen“ mit den Gemeindsgütern, so fragt Walser: „Warum denn sollten sie nicht hausen? Müssen sie nicht auch helfen den Hinterschlag decken, wenn es solchen gibt? Und sichert etwa die Ortsbürgerschaft der Vorsteher vor Veruntreuungen? Die Erfahrung spricht anders! Oeffentliche und genaue Rechnung ablegen am Ende des Jahrs über Ausgaben und Einnahmen, das ist die beste Garantie für treue Verwaltung, weit besser als die Ebenbürtigkeit. Die Vorsteher sind ja nicht Eigentümer, sondern nur Verwalter der Gemeindgüter und zum Verwalten ist jeder gut, der die 4 Spezies versteht und dabei ein rechtschaffener Mann ist. Anvertraut man doch selbst Nichtlandleuten weit wichtigere Dinge als blos Geld und Gut, indem man sie zu Aerzten, Geistlichen und Schullehrern annimmt, sobald man sie dazu tüchtig findet. Und werden nicht auch unsere Mitlandleute in anderen Kantonen in den eben erwähnten Eigenschaften angestellt so gut, als wären sie eingebürgert?

Sollen wir also weniger Zutrauen zu ihnen haben, als die Fremden ihnen beweisen? Wer hat je die Landesinteressen besser besorgt als Josef in Egyptenland, wo er nicht nur ein Bei-, sondern ein Hintersasse oder ein Landsfremder war?¹⁾ Wer hat die Appenzeller einst am Stoss in den Sieg geführt? Ein Oberländer, Namens Rudolf von Werdenberg!“ Das war volkstümlich gesprochen und mutig. Walser scheute sich nicht, den

¹⁾ Noch heutzutage heisst es von einem Nicht-Appenzeller: „s ischt halt en Frönnte!“

geistlichen und weltlichen Aristokraten an Hand der geschichtlichen Entwicklung die Wahrheit zu sagen und die Bedürfnisse der Gegenwart energisch zu vertreten. Er war der einzige unter den appenzellischen Geistlichen, der für den Fortschritt kämpfte. „Darum war er auch der einzige Geistliche“, schreibt der Hochwächter, „den das Zutrauen des Volkes in den weltlichen Ratssaal rief, um dort auch die politische Wohlfahrt unseres Vaterlandes beraten und fördern zu helfen“¹⁾.

Und sein Freund Heim in Gais entwarf in der St. Galler-Zeitung vom Jahre 1831²⁾ ein mit köstlichem Humor gezeichnetes Bild der Revisionsräte, betitelt: „Kurze und unterhaltende Beschreibung der Revisionsräte des Kantons Appenzell der äussern Rhoden“ und schreibt über den geistreichen und freisinnigen Walser unter anderm: „dem Stabilismus huldigt der denkende Kopf so wenig in religiösen als in politischen Dingen. Im Jahre 1820 hätte er das Landbuch gern im Geiste des Volkes, nicht aber der „Herren“ verbessert und davon zeugt sein ironischer Aufsatz im Schweizerboten Wer würde jetzt nicht wehklagen, wenn Grub den Geistigen, blos weil er Geistlicher war, nicht (in den Revisionsrat) gewählt hätte? Im Revisionsrate sprach er sehr geläufig, vollkommen populär, selbst sich in die Landesmundart verlierend. Er wusste den Vortrag mit Witz zu würzen, mit dem er jedoch allzu freigebig war, so dass er dadurch dem Ernste und der Würdigkeit der ganzen Versammlung bisweilen Eintrag tat“ . . . Sie hätten ihn im Revisionsrat sehen sollen, den schlanken, hochwüchsigen Gruber-Pfarrer mit seinen blauen, hellleuchtenden Augen und der leisen Ironie auf

¹⁾ Jahrgang 1833, S. 7; 1834, S. 75.

²⁾ Als Broschüre erschienen bei Wegelin und Wartmann. St. Gallen, 1831. Siehe „Beilage“.

den feingeschnittenen Lippen. Er sprach nicht sehr oft, aber immer klar, kalt, hin und wieder mit Witzen blitzend . . .“

Seine Gemeinde Grub ordnete ihn im Jahr 1831 als ihren Vertreter in die Revisionskommission ab. Präsident derselben war Landammann Mathias Oertly M. D. von Teufen¹⁾.

¹⁾ Vergl. Appenzellisches Monatsblatt 1837, S. 153 ff. — Oertly war der einzige, der 1817 und 1831 an den Verhandlungen für Revision des Landbuches teilnahm. „Es versteht sich wohl von selbst“, schreibt das Monatsblatt, „dass er höchst entschieden für eine solche Revision gestimmt war, denn als Freund des Fortschrittes haben wir ihn hinreichend bezeichnet und seinem Gerechtigkeitsinne musste der Mangel an Gesetzen oft drückend werden. Indessen erkannte er nicht, wie sehr der Sinn des Volkes für Verbesserung der Verfassung und der Gesetze seit 1820 zugenommen habe; er besorgte immer Unruhen, einen neuen Landhandel und dergleichen, und war also mehr für eine allmälige, als für eine sogleich durchgreifende Verbesserung. In diesem Sinne war er daher ein eigentlich kühles Mitglied der Revisionskommission 1831, in welcher er den Vorsitz zu führen hatte, so lange er die Arbeiten derselben teilte. In eigentliche Abneigung ging aber seine Kälte über, als die Verhandlungen einen Gang nahmen, der seinen politischen Grundsätzen durchaus nicht zusagte. Der Artikel der neuen Verfassung, welcher die Obrigkeit verpflichten sollte, dass sie die Vorschläge der Landsleute, wenn diese es begehren, vor die Landsgemeinde bringen müsse, war ihm schon ein Aergernis, und zur wahren Bitterkeit steigerte seinen Unmut der Widerspruch, welchen die Begleitung solcher Vorschläge mit dem obrigkeitlichen Gutachten in der Revisionskommission fand. Jahre nachher sprudelte noch sein beissender Spott, wenn er auf diesen Versuch, die Obrigkeit zum „blossenen Packesel“ zu machen, zu sprechen kam. Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir annehmen, von diesem Zeitpunkte an sei es bei ihm zum festen Entschluss gekommen, sich von den öffentlichen Geschäften zurückzuziehen“ . . . „Der Trennung der Gewalten war er nicht hold. Er sprach es offen aus, dass er von derselben einen schädlichen Einfluss auf das „väterliche Ansehen“ der Obrigkeit besorge, welches man in einer Demokratie doppelt schonen müsse. Auf diesen Grundsatz hielt er überhaupt mit grossem Eifer; am auffallendsten wohl in seiner Vorliebe für die Titulaturen (die „Frommen“, „Ehrenfesten“, „Weisen“, „Wohlweisen“, „Fürsichtigen“, „Ehrsamen“ Herren Landammann, Râth und gemeine Landleuth“)

Walser wurde zum ersten Aktuar gewählt¹⁾ und ihm verdanken wir die ausgezeichneten, scharfsinnig, genau präzisierten Protokolle der Revisionsitzungen in dem Appenzellischen Monatsblatte 1831 und 1832, die als „Verhandlungen der zur Revision des Landbuches verordneten Kommission anno 1832 in einem Bande von 516 Seiten veröffentlicht wurden. Das Buch ist nicht nur ein ausserordentlich wichtiges Dokument zur Verfassungsgeschichte unseres Landes, sondern auch für Walsers Verständnis für politische Fragen, seinen Freisinn und Freimut. In dem Revisionskampfe selbst spielte

und in der faktisch behaupteten Forderung, dass entlassene Beamte ihren Rang beibehalten.“ Oertly sorgte für Oeffentlichkeit des Rechnungswesens, wie bereits mitgeteilt. „Er war er ein starrer Verfechter der Todesstrafe. Er war kein Gegner der Geistlichkeit als solcher; tätige, pflichttreue Geistliche unterstützte er mit Rat und Tat; er war es aber, wenn er es mit nachlässigen Leuten zu tun hatte, wenn er die Geistlichen im Verdachte hierarchischen Treibens hatte. Daher die bittere, gegenseitige Spannung bei Anlass zweier Convente der Geistlichen im Spätjahre 1825. Die „Erkenntnis“ des zweifachen Landrates, welche im Frühling 1826 diesen Conventen folgte (siehe Sammlung der in Kraft bestehenden Verordnungen und Beschlüsse, Ausgabe 1834, S. 29), erklärte Oertly in einer stürmischen Synodalscene, herben Angedenkens, äusserst nachdrücklich als sein Werk . . . „An dem Aufblühen des Schulwesens nahm Oertly herzlichen Anteil, ohne dass ihm diesfalls ein besonders anregender Einfluss nachzurühmen wäre. Die Schulkommission wurde von ihm während des grössern Theils seiner Amtsführung gar nie versammelt; nachdem sie aber einmal im Jahre 1829 in Tätigkeit gebracht worden war, förderte er auch ihre Zwecke mit vollem Eifer. Ausgezeichnete Verdienste gewann er sich durch die Kantonsschule, die, ausser ihren Stiftern, niemand so viel zu verdanken hat, wie ihm“ . . . Den Verfolgungen der Sektirer trat er energisch entgegen. Vergl. Hundt-Radowsky: Mein Glaubensbekenntnis u. s. w., S. 54, Anmerkung.

¹⁾ „Walser erhielt als erster Aktuar vom Grossen Rat für seinen Aktuardienst 6 Taler, sage sechs Taler; der zweite Aktuar, Herr Zuberbühler, erhielt 12 Taler. Beide hatten ungefähr gleich viel Arbeit. Walser schrieb jedoch unvergleichlich besser als Zuberbühler, „aber“, sagte Walser, „die Hauptleute rächen sich, wo sie können“.

Vergl. Heim a. a. O. S. 172.

Walser eine kurze, eigenartige und hervorragende Rolle in Wort und Schrift. Er gehörte zu den tätigsten und anregendsten Mitgliedern, zu denjenigen, die auch etwas zu sagen hatten und die immer bereit waren, Zöpfe abzuschneiden und dem Fortschritte Bahn zu verschaffen, wenn es auch gegen sein eigenes Standesinteresse ging.

Walser sprach namentlich für Stimm- und Wahlrecht der Niedergelassenen, für eine möglichst freie Fassung des Religions-Artikels und für jährliche Wiederwahl der Geistlichen. So sagt er z. B. im Revisionsrate ¹⁾: „Ich stimme natürlich auch für unbedingte Niederlassung, wie man von mir erwarten wird. Ich habe auch die Ehre in dem Rufe zu stehen, als sei ich gleichgültig gegen die Religion und liesse Juden und Türken und alles in unser Land herein; aber ich hasse nur das Pfaffentum, ich verehere das Christentum, das ist aber ein so grosser Unterschied, wie zwischen Himmel und Hölle. Das Verdienst unserer Alvorderen, dass sie die Katholiken überwunden und nach Innerrhoden gejagt haben, ist nicht gross. Ueberall, wo Religionskriege gewesen sind, musste man doch wieder zu dem zurückkehren, was Jesus befohlen hat, nämlich sich mit einander zu vertragen, wenn man auch ungleicher Ansicht ist. Man weiss selbst heutzutage noch nicht, wer Recht hat, die Katholiken oder die Reformierten; denn beide berufen sich auf die Bibel und der Heiland ist noch nie vom Himmel herabgekommen, zu entscheiden; aber das wissen wir deutlich, aus dem Munde des Heilands selbst: dass wir Menschen alle, ohne Unterschied des Glaubens, einander lieben sollen: in der Liebe besteht das Christentum. Wenn man ausrechnen wollte, gäb's gewiss eben

¹⁾ Verhandlungen der zur Revision des Landbuchs verordneten Kommission. Erste Abteilung. Trogen, 1832, S. 178.

so viele Rechtschaffene unter den Katholiken wie unter den Reformierten, und das Pfaffenwesen ist auch in Ausserrhoden vorhanden. Nicht übersehen sollen wir, dass die wärmsten Freiheitsmänner, die jetzt in der Eidgenossenschaft leben und sich für Volksfreiheit wehren, Katholische, hiemit auch die besten Christen sind; denn Christentum und Freiheit ist eins und dasselbe. Schlechte Menschen soll man ausschliessen, aber nicht Katholiken.“

Mit der gleichen Entschiedenheit, wie wir bereits sagten, trat er für die jährliche Wiederwahl der Geistlichen ein, da er nicht Deputierter des Pfarrhauses von Grub, sondern des Volkes sei.

Sein Verhalten in der Revisionskommission wird ihm schwerlich den Dank seiner Kollegen eingetragen haben. Auf diesen rechnete er auch nicht; denn er war schon längst seine eigenen, einsamen Wege gegangen. Weder von seinem persönlichen noch vom Standesinteresse hatte er sich leiten lassen, sondern ausschliesslich von den Grundsätzen des Rechtes, der Billigkeit, der Gleichheit. Er verfocht sie, wo er sie verletzt oder gefährdet sah, gegen die eigene Glaubenspartei, er belobte die Gegner, wenn er sie diese Prinzipien ausüben sah¹⁾.

¹⁾ So in seiner Schrift: *Landammann Suter von Innerrhoden. Hingerichtet im Jahre 1784, wieder zu Ehren gebracht 1829*. Trogen, 1820. Vadianische Bibliothek in St. Gallen. Misc. Helvet. 180. Biographien. Ferner: Appenzellisches Monatsblatt 1830, S. 32.

„Recht muss doch Recht bleiben“, setzte Walser als Motto voran. Jene Tragödie vom März 1784 ging ihm zu Herzen. Er gibt zu, dass Suter ja unbesonnen und übereilt gehandelt habe, dass er aber das Opfer der Herren und des Despotismus brauner und schwarzer Farbe geworden und wider alles Recht gestraft worden sei. Umsomehr freut es Walser, den Mann mit dem ausgesprochenen Rechtsgefühl, als durch Landratsbeschluss das Andenken Suters rehabilitiert, seine Ueberreste in Anwesenheit seiner Kinder und der Obrigkeit auf dem Schindanger ausgegraben und am 29. November 1829 nach katholischem Ritus auf dem Kirchhofe beigesetzt und so der begangene Justizmord gesühnt wurde.

Walser sehnte sich schon im Jahre 1824 aus dem kleinen, einsamen Grub weg. Seine Hoffnung, nach Bühler¹⁾ und später nach Lausanne²⁾ übersiedeln zu können, wurde vereitelt. Dafür wählten ihn dann die Liestaler am 7. Januar 1833 einstimmig zu ihrem Pfarrer. Sonntags den 13. Januar 1833 hielt er in Grub seine Abschiedspredigt³⁾. Ehrlich und wahr, ohne den beliebten „Ruf Gottes“ zu Hilfe zu nehmen, setzte er die Gründe seines Weggehens auseinander. Vor allem ziehe ihn das hohe Freiheitsgefühl der Basellandschaft mächtig an. Schöner als in irgend einem andern Gau des Schweizerlandes blühe jetzt dort die Freiheit und nirgends habe man ihr in neuer Zeit grössere Opfer gebracht. Diesen herrlichen Bau der Freiheit, der so schön begonnen worden sei, möchte er gern vollenden helfen.

Der Hochwächter am Säntis widmete dem Scheidenden einen warmen Nachruf mit dem Ausdrucke des Bedauerns, dass die Appenzeller in ihm einen rüstigen, unerschrockenen Kämpen für Wahrheit und Licht verlören: „Wie als Geistlicher“, schreibt er, „so zeigte er sich auch als Revisionsrat des Zutrauens würdig, mit dem das Volk sowohl sich selbst als den Erkorenen beehrte“ . . . „Die Freunde der Aufklärung werden den Verlust einer kräftigen Stütze fühlen und die Appenzeller in der Reihe der Verteidiger ihrer Rechte und Freiheiten eine grosse Lücke finden. Wenn auch sein Weggehen einer bekannten Klasse ein beifälliges Schmunzeln abgewinnen mag, so sieht man ihn doch allgemein sehr ungerne und mit Schmerz aus unserem Lande scheiden, und mit einer ungewöhnlichen Wehmut bieten ihm die Freunde des Lichts und der Wahrheit die Hand zum Abschied dar“⁴⁾.

¹⁾ Hochwächter am Säntis 1833, S. 194.

²⁾ Die höchst ergötzlich erzählte Bewerbung um die Pfarrstelle in Lausanne zu lesen in Hundt-Radowsky's Schweizer Spiegel S. 319 ff.

³⁾ Hochwächter 1833, S. 23.

⁴⁾ Hochwächter am Säntis 1833, S. 7 und 28.

Wir müssen es uns versagen, auf Walsers pfarramtliche, journalistische und politische Tätigkeit in Baselland zu sprechen zu kommen; das ist wieder ein Kapitel, und zwar kein uninteressantes für sich¹⁾. Es war uns nur darum zu tun, einen seltenen Typus eines Appenzeller-Pfarrers während seiner Wirksamkeit in seiner Heimat zu zeichnen.

¹⁾ Am 27. Januar 1833 hielt Walser in Liestal seine Antrittspredigt; von 1835 an war er zugleich Zeitungsschreiber; 1837 wurde er „ohne Angabe des Grundes“ mit 234 gegen 162 Stimmen als Pfarrer gewählt und hielt Sonntags den 14. Januar 1838 seine Abschiedspredigt über 2 Timotheus 4, 6, „die von einigen Freunden des Verfassers mit dessen Erlaubnis zum Druck befördert wurde“ (Kantonsbibliothek Trogen). „Von nun an widmete sich Walser ganz der Besorgung seines Buchdruckereigeschäftes und der Redaktion seines „Basellandschaftlichen Volksblattes“, worin er mit gewohnter Schärfe und Schlagfertigkeit seinen Gegnern zu Leibe rückte. Mit Dr. Frey und Christoph Rolle (mit dem er in den Kämpfen des Jahres 1863 eine hervorragende Rolle spielte) war er schon in den 1830er Jahren eng befreundet und ist es auch durch die basellandschaftliche Revisionsbewegung der 1860er Jahre als „Revi“ geblieben. Er lebte als Buchdruckereibesitzer in Reinach, später in Arlesheim und Birsfelden-Baselland. Ende der 1840er oder Anfangs der 1850er Jahre ward er durch das Zutrauen der Gemeinde MuttENZ in den dortigen Gemeinderat und in den Landrat berufen. In den 1850er Jahren zog er sich vom politischen Schauplatz zurück. Von 1860 an wohnte er in Baselstadt; erst in den zweiten Landrat von 1862 liess er sich als Sekretär wählen und kam wieder in den Landrat, den er aber wegen Kränklichkeit nur selten besuchen konnte. Seine Kraft war in den letzten Jahren gebrochen. Der „Landschäftler“, ein Antiblatt, anerkennt seinen Geist und sagt, dass er den Behörden nur zur Zierde gereicht habe. Er starb, 68 Jahre alt, am Charfreitag 1866.“ (Dieser, in einem Zeitungsausschnitte mir in verdankenswerter Weise zugekommene Bericht von Walsers Sohne, Herrn Friedrich Walser, Architekt in Basel, stammt aus der Feder unseres gewesenen Bundesrates, Herrn Dr. Emil Frey in Bern. Im Besitze von Herrn Architekt Walser befindet sich ferner die „Leichenrede, gehalten bei der Beerdigung des Herrn Landrath J. U. Walser von Herrn Antistes Preiswerk in der St. Elisabethen-Kirche den 3. April 1866“. Basel, Druck von Chr. Kirchdörfer.)

Nicht nur äusserlich imponierte Walser durch seine hochragende, würdevolle Erscheinung; sein Wert beruhte in seinem unbeugsamen, rechtschaffenen Charakter, seinem unerschrockenen Eintreten für Freiheit, Wahrheit, Recht und Toleranz. Der helle, kalte Verstand, oft gepaart mit der rücksichtslosen Schlagfertigkeit des scharfen Appenzeller-Witzes kam bei ihm wohl auch zeitweise so ausschliesslich zur Geltung, dass er von gelegentlicher Gemüthshärte, die einem Pfarrherrn nicht gut ansteht, nicht frei zu sprechen ist. In jedem Falle war Walser eine höchst interessante Erscheinung, eine kraftvolle Persönlichkeit, deren Wirksamkeit im Lande tiefe Spuren hinterliess ¹⁾.

¹⁾ Wie Walser als Redner, Politiker und Schriftsteller von den tüchtigsten seiner appenzellischen Zeitgenossen, einem Dr. Titus Tobler, einem Dr. Meyer, beurteilt wurde, darüber siehe die „Beilage“, die auf diese Biographie folgt.

— Zum außerordentlichen Professor der Geographie an der Universität Bern wurde gewählt Herr Dr. Hermann Walser, Lehrer am städtischen Gymnasium in Bern. Herr Walser, der sich durch seine vorzüglichen Schriften einen Namen gemacht hat, ist gebürtig aus Leufen und ein Enkel des bekannten freisinnigen Gruber Pfarrers Joh. Ulrich Walser, von dem uns unser bekannter Appenzeller Sammler, Alfred Tobler in Heiden, im hiesigen antiquarischen Verein und in den Appenzeller Jahrbüchern von 1908 ein anschauliches und lebendiges Bild entworfen hat.

Anhang I.

Walser hatte eine hochaufgewachsene, kerzengerade Gestalt mit feingeschnittenen Gesichtszügen. Sein Auftreten soll ziemlich autoritär und seine äussere Erscheinung durch Grösse und Würde imponierend gewesen sein. Das Bild, welches unserem Jahrbuche beigegeben ist, verdanken wir seinem Sohne, Herrn Architekt Friedrich Walser in Basel. Er schreibt mir darüber: „Mit der Beschaffung eines authentischen Bildes steht es allerdings schlimm, da mein Vater — alt appenzellischer Schlichtheit und Sparsamkeit getreu — nicht zu bewegen war, sich jemals aufnehmen, geschweige denn malen zu lassen. Es existiert also absolut kein Porträt aus seinen jüngern Jahren. — Auf seinem Totenbett habe ich ihn gezeichnet, um wenigstens für ein Medaillon auf dem Grabstein eine Vorlage zu haben. Nach dieser hat Prof. L. Keiser, Zürich, das Medaillon modelliert, doch in's Leben und in jüngere Jahre zurückversetzt, so dass die Aehnlichkeit dabei etwas gelitten hat.“

Anhang II.

Werke von Hundt-Radowsky: *Der Judenspiegel. Ein Schand- und Sittengemälde alter und neuer Zeit.* Mit einem Kupfer. Reutlingen 1821. — Die Judenschule (oder in anderer Ausgabe: die Juden), oder gründliche Anleitung, in kurzer Zeit ein vollkommener schwarzer oder weisser Jude zu werden. Nebst einem Angebinde für den Württembergischen Abgeordneten, Hrn. Weber von Künzelsau, über den Nachdruck. Drei Bücher. Mit einem Titelkupfer. Jerusalem, in der neuen Buchhandlung. 5582. Dem Herrn Baron von R—sch—d in Paris, dem ächten Sohne Abrahams, Jsaaks und Jakobs, dem Beschützer der Legitimität in Europa, dem Freunde aller illiberalen Künste widmet zum Beweise seiner grössten Verehrung das Buch der Verfasser. Aarau in der Schweiz, den 21. Februar 1822.

Schuhkrafftade oder ausführlicher Bericht, warum Herr Ludwig Schuhkrafft zu Roggwil (Kt. Thurgau) von mir Schläge bekommen und was sich weiter zugetragen hat. Allen Regierungen, obrigkeitlichen Behörden, Postbeamten und Volks- und Schullehrern Deutschlands und der Schweiz gewidmet. Altorf bei dem Verfasser 1824. (Eine Schrift, in welcher der Verfasser dem Allerweltsschwindler Schuhkrafft das Handwerk legte. Die Appenzeller Zeitung 1828, S. 61 schreibt darüber: „Seitdem Hundt-Radowsky den frommen Spitzbuben Schuhkrafft mit einem literarischen Flegel zu Tode gedroschen hatte, ist sein Name wenig mehr gehört worden. Er hätte

für diese Arbeit einen Ruhegehalt verdient und ein Ordensband. Keines ist ihm geworden . . . Er soll, wie ein Gerüchte sagt, irgendwo in einem Winkel der Erde in stiller Verborgenheit leben und genügsam sich von spärlichen Brosamen nähren“.)

Neuer Judenspiegel oder Apologie der Kinder Israels. Cannstadt 1828.

Mein Glaubensbekenntniss und meine Schicksale im Freistaat Appenzell Ausserrhoden. Mit Königl. württembergischer Zensurbewilligung. Ravensburg, 1829. Gonten (Innerrhoden) und Rorschach im Hornung 1829.

Das Judengesetz. 1827.

Der Christenspiegel (Druckort und Jahr?).

Der Schweizerspiegel, ein Angebinde für Schweizer und Nichtschweizer, für Regenten und Völker, für Geistliche, Pfaffen und Laien. Reutlingen 1831.

Polen und seine Revolution. Erster Band: Polen in seiner tiefsten Erniedrigung, oder Russlands frühere Politik in Hinsicht auf Polen. Stuttgart, 1831. Zweiter Band: *Polen in seiner Erhebung.* Stuttgart, 1832.

Die Geissel. Strassburg, 1832. (In Strassburg soll Hundt-Radowsky nach dem Berichte des „Hochwächter am Säntis“, 1833, S. 12, eine Schrift unter dem Titel „Appenzeller Kalender“ herausgegeben haben, die beleidigend gewesen sein soll für den König und den Kronprinzen von Frankreich und daselbst als wirklicher Appenzeller-Kalender verboten worden sei.)

Die 7 Todsünden der Liberalen. Burgdorf, 1834.

Wiechart oder *Bruchstücke aus dem Leben einss alten Demagogen.* Liestal, 1835. (Autobiographie.) Die Ankündigung dieses Werkes von der Firma Banger & Honegger im Berner Volksfreund vom 14. VI. 1835 beim Erscheinen des ersten Bandes lautet nach der verdankenswerten Mitteilung von Herrn Bibliothekar Rud. Ochsenbein in Burgdorf, Kt. Bern, folgendermassen: „Der Verfasser dieser interessanten Bruchstücke hat sich in der Schweiz sowie im Auslande durch seine vielen politischen und polemischen Schriften schon einen zu ausgebreiteten Ruf erworben, als dass es erforderlich wäre, das Publikum noch des Besonderen auf dieses neue Werk aufmerksam zu machen, wenn wir erwähnen, dass in demselben dessen greiser Verfasser alles dasjenige in charakteristischen Schilderungen aufzuzeichnen bemüht ist, was in allen Stadien eines erfahrungs- und drangsalvollen Lebens während, man kann wohl sagen der interessantesten Epochen der neueren Geschichte, tief wirkend und Richtung gebend, an seinem unerschrockenen Gemüt vorüber ging und seinen politischen und religiösen und Weltansichten feststellte. Wer des geistreichen Verfassers Schweizer- und Judenspiegel gelesen oder seine kecke Feder aus blossen Zeit-

blättern kennt, wird in der ganzen Darstellungsweise und Haltung des Wiechart Freimütigkeit und Offenheit erwarten und das reife Alter des Schriftstellers bürgt dafür, dass Wiechart auch als originelle, psychologische Erscheinung aufgefasst, die Aufmerksamkeit denkender und vorurteilsloser Leser in hohem Grade in Anspruch nehmen werde. — Das Werk wird in seiner Vollständigkeit 6 Bändchen à 11—12 Bogen ausmachen; der Preis jedes Bändchens beträgt 12 Krz. etc.“ — Dieser ungewöhnlich wertvollen Arbeit setzten leider Krankheit und Tod ein jähes Ende. Denn es erschienen nur 3 Bändchen. Schweizerische Landesbibliothek Bern.

Ueber Hundt-Radowsky's poetische und belletristische Schriften siehe: Brümmer. Lexikon der deutschen Dichter bis Ende des 18. Jahrhunderts. Leipzig. 1884. S. 232. Nach einer verdankenswerten Mitteilung des Herrn Bibliothekar R. Ochsenbein in Burgdorf, starb Hundt-Radowsky nach mehrwöchigen Leiden in den kümmerlichsten Verhältnissen in einem engen Stübchen in Burgdorf am 15. August 1835. Er wurde daselbst auf dem neuen Friedhofe beerdigt, wo auch Schneckenburger, der Dichter der Wacht am Rhein und der Volkslieder- und Kühreihensammler Pfarrer Kuhn begraben sind.

Anhang III.

Gottlieb Büchler schreibt in seiner Revisions-Broschüre, betitelt: „Die *Appenzell-ausserrhodische Landbuch-Sache*“ u. s. w., Trogen 1831, dass *Toblers „Rath“* wie ein Zauberschlag Altes und Junges ergriffen und aus tiefem Schlafe aufgeweckt habe und dass Leute, die früher eine Verbesserung des Landbuchs als das grösste Verbrechen gestempelt haben würden, sie nun auf einmal wünschen, und dass sie die Notwendigkeit derselben einsehen. Die einen jubelten Tobler zu, die anderen aber waren empört über das Unrecht, das er der Obrigkeit zufüge, nannten ihn einen staatsgefährlichen Aufwiegler und Verlocker zur Anarchie und einen volksverführerischen Demagogen. Den Beamten namentlich war es nicht wohl dabei. — Wer wollte das nicht glauben! Aber der Leser schüttelt doch etwas den Kopf dazu. Der „*Rath am Falkenhorst*“ ist ungeschickt, gespreizt und hie und da erkünstelt in Erzählung und Sprachform, umständlich, ja sogar etwas schwerfällig und unklar in der Beweisführung¹⁾. Aber zur damaligen Zeit war es halt etwas Neues, dass man Landesangelegenheiten an die Oeffentlichkeit brachte und der Obrigkeit auf die Finger sah und klopfte, und so betrachtete man auch den „Rath“ als eine Art Offenbarung und merkte das Unvolkstümliche, Künstliche, Gemachte, Erzwungene durchaus nicht. Am meisten wohl wirkte die Schrift durch den

¹⁾ J. Nagel: Auch ein Wort über Landbuch u. s. w. Trogen 1830, S. 21 ff.

Mut, mit dem die Gebrechen der damaligen politischen Zustände aufgedeckt wurden und durch den Nachweis, dass die Verfassung vom Jahre 1814 mit Uebergangung des Art. 25 des Landbuches¹⁾ verletzt, missgestaltet, verstümmelt hinter dem Rücken des Volkes ins eidgenössische Archiv hineingeschmuggelt worden sei und mehrere ihrer Bestimmungen mit den Volksrechten und dem Landbuche in grellem Widerspruche stehen, dass viele der bestehenden Gesetze todt seien und besseren den Weg versperren, dass die Rechtspflege im Argen liege, das Rechnungswesen viel zu wünschen übrig lasse. Er spricht von der Landsgemeinde als nur noch auf *einem* Beine gehend und fragt sich, ob eine so rücksichtslos die Volkssouveränität missachtende Obrigkeit einen Zoll der Achtung von Seite des Volkes verdiene; ob den Wahlen zu trauen sei, weil es Beamte geben könne, die zwar eine „komplete Volksmontur“ haben, aber innerlich ihre Brust mit Sternen und Ordensbändern behängen und fordert zur gründlichen Berechnung auf, wie viel Loth Demokratismus die gegenwärtige Obrigkeit mehr wiege, als die vom Jahre zwanzig und drang auf Revision.

Tobler, „der Landammann vom Falkenhorst“, wie ihn Meyer scherzweise nannte²⁾, verlegt sein Dreigespräch auf den sogenannten Weiler Falkenhorst bei Wald, wo von Alters her bis etwa in die 1830er Jahre hinein je am Montag nach der Landsgemeinde der sogenannte Narrenrat oder die Narrengemeinde abgehalten wurde³⁾. Es war dieser Brauch eine satirisierende Parodie auf die Verhandlungen der Landsgemeinde, der Landesbeamten, der Rats- und Gerichtsverhandlungen, Gesetze, Urteile und Beschlüsse, wobei Privatleute Titulaturen und Aemter und Funktionen von Beamten übernahmen, diese wohl auch nach ihrer ganzen Individualität travestierten und imitierten, Landesangelegenheiten berieten, Prozesse führten, verkehrte Urteile fällten u. s. w. Die Gegner fassten den Titel der Toblerbroschüre vielleicht als eine Anspielung auf diesen Narrengemeindeplatz auf, was aber mit Toblers Rath am Falkenhorst wohl kaum der Fall sein dürfte. Der Besitzer dieses Narrengemeindeplatzes Falkenhorst kam in solche Wut, dass er aus Verdross über Toblers „Rath am Falkenhorst“ seinen Falkenhorst so schnell als möglich zu verkaufen suchte, und er und seine Leute nannten Tobler einen Lügner, da sein „Rath am Falkenhorst“ bei ihnen gar nicht stattgefunden habe und die drei Männer, die im Rath auftreten, gar nie dorthin gekommen seien. Andere aber wollten durchaus die neuen „Grütli-Männer“, wie man die drei Männer

1) „Es hat eine Lands Gemeind A. 1733: einhellig erkennt, dass ins künftige keine neue Satzung gemacht, und in dass Landbuch gesetzt werden solle, ohne Wissen der Landleuthen“.

2) Vergl. der Hochwächter am Säntis 1832, S. 185.

3) In Trogen war der Narrengemeindeplatz in der „Eugste“.

aus Toblers Falkenhorst nannte, kennen lernen und forderten, dass diese sich allem Volke auf dem Landsgemeindestuhl zeigen sollten. Einer soll sogar den „Rath am Falkenhorst“ alle Tage wie ein Gebet gelesen und nachts unter das Kopfkissen gelegt haben.

Anhang IV.

I. Gespräch über den Radowsky, und sein Buch, den Judenspiegel.

Bastian. Wo mag wohl der Radowsky hingegangen sein?

Uli. Weiss es nicht.

Bastian. Ich hoffe, zum Teufel.

Uli. Das ist kein christlicher Wunsch.

Bastian. Wie, du bist also auch ein Freund von ihm, gehörst auch zu seiner Sekte?

Uli. So viel ich von der Religion verstehe, so sollen wir Christen Freunde aller Menschen, insbesondere der Unglücklichen sein, und wenn die, welche nach diesem Grunde handeln, eine Sekte, das heisst nur ein kleines Häuflein sind, ist's schlimm genug.

Bastian. Ja, gesteh' es nur, du hast ihm, als er neulich auf der Kälberweide geschlagen wurde, Branntwein zum Waschen gegeben, und ihn sogar einmal im Wirthshaus im Diskurs vertheidiget.

Uli. Das erstere ist wahr, weil ich zufällig zu dem Handel kam; das zweite kann man nehmen wie man will; die Sache verhält sich so: Eine ziemliche Anzahl Gäste war bei'm Zapfenmichel versammelt, und handelte vom Judenspiegel. Es kamen allerlei für Meinungen und Urtheile zum Vorschein, doch waren Alle darin einig, dass man dem Verfasser dieses Buchs den Kopf abhauen sollte, obgleich Jeder bekennen musste, er selbst habe es noch nicht gelesen. Ich bemerkte, dass ein paar Fremde, welche in der Ecke der Stube sassen, lächelten. Da schämte ich mich als Appenzeller der Einfalt meiner Landsleute, und hauptsächlich um der Fremden willen, damit diese nicht gar zu schlimm von unserm Volk denken möchten, bemühte ich mich, etwas Milderung in die harten Urtheile zu bringen.

Bastian. Damit hast du dich im ganzen Lande missbeliebt gemacht.

Uli. Mag sein, doch hielt ich's damals, wie gesagt, für Pflicht, so und nicht anders zu sprechen.

Bastian. Du bekennest dich also nicht zum Judenspiegel?

Uli. Das kann ich dir heute noch nicht sagen, da ich diese Schrift erst einmal und zwar nur ganz flüchtig zu Gesichte bekam, und es mir unmöglich ist, in derlei Sachen so schnell zu urtheilen, wie viele Leute thun, die es einem Buche auf 10 Schritt weit ansehen, ob es kauscher ist, oder nicht. So viel merke ich, dass Manches

anders darin steht, als wir es von Jugend auf in den Schulen und in der Kirche zu hören gewohnt sind, und desswegen halte ich es für einen Narrenstreich des Verfassers, dass er sein Buch in unserm Lande verbreitet hat; das hätte ich ihm vorhersagen können, was das für Folgen für ihn haben würde. Mag in seinem Lande, wo er her ist, religiöse Freiheit sein, so dass dort Jeder glauben und schreiben darf, was er will, und wie er meint, dass es mit der Vernunft und der Bibel übereinkomme; bei uns ist das nicht so, wir haben wohl bürgerliche, aber keine Religionsfreiheit.

Bastian. Wo steht das geschrieben?

Uli. Nirgends freilich; aber doch ist es nun einmal so. Wir haben allerdings im Kanton Appenzell Ausserrhoden in so fern Religionsfreiheit, als es uns alle Tage erlaubt ist, katholisch zu werden, oder wie man sagt, abzufallen, wenn wir nämlich Haus und Hof, Heimath und Vaterland, Freunde und Verwandte meiden und nach Innerrhoden wandern wollen; aber für Diejenigen, die es weder ganz mit der katholischen, noch mit der reformierten Kirche halten mögen, weil sie in beiden Mängel entdecken, die sie mit dem Christenthum nicht vereinbaren können, giebt's in unserem Lande kein Plätzchen, wo sie stehen könnten. Solchen Leuten wäre zu gönnen, sie könnten entweder sterben, oder nach Amerika gehen.

Bastian. Nach Amerika? Haben denn dort die Leute keine Religion?

Uli. Religion wohl, vielleicht mehr als bei uns; nur keinen Religions-Zwang. Die Obrigkeit überlässt nämlich dort Jedem seinen Glauben, und mischt sich nicht in Sachen, die dem menschlichen Auge verborgen sind, und also nach ihrer Ansicht nur vor Gottes Richterstuhl gehören. Dort gilt der Grundsatz des Apostels Petrus: Unter allerlei Volk, wer recht thut und Gott fürchtet, ist uns angenehm, sei er dann ein Heid oder ein Jude, oder ein Christ, Katholik, Reformierter, Lutheraner, Pietist, Methodist, Deist oder was immer für ein Ist. In Amerika ist nicht nur jeder Glaube geduldet, sondern auch geschützt, daher es dort an manchen Orten fast so viele Kirchen und Andachtshäuser gibt, als bei uns Wirthshäuser, weil Jeder, der es vermag, eine Kirche und einen Gottesdienst nach seinem Gefallen einrichten darf.

Bastian. Gottlob, dass das bei uns nicht so ist! Was gäbe auch das für eine Ordnung, wenn man bei uns Jeden glauben lassen wollte, was er will; da wäre es bald um allen Glauben geschehen, und das Christenthum würde sicherlich keine 14 Tage mehr dauern.

Uli. Da steht dein Glaube in der That auf schwachen Füßen. Ich hingegen bin's fest überzeugt, und Niemand kann mir diese Ueberzeugung rauben: dass die Lehre Jesu bleiben wird, wenn auch Himmel und Erde zusammenstürzen sollten. Man muss nur hier wie überall, Geist und Form, Inneres und Aeusseres wohl von einander unterscheiden,

und wenn dieses wechselt, nicht sogleich jenes in Gefahr glauben. Man kann in jeder von den vielen auf Erden bestehenden Kirchen ein guter Christ sein, und so lange die Welt steht, hat der Zwang, insbesondere in Religionssachen, nur Böses, niemals Gutes geboren.

Bastian. Aber dass Ein Glaube schöner und wünschenswerther sei, als viele Glauben oder Religionsarten im gleichen Lande, und dass es desshalb sehr zu wünschen sei, es bleibe diessfalls bei uns bei'm Alten, wirst du mir doch zugeben?

Uli. Ist es dann so, und bist du dessen so ganz gewiss, dass bis jetzt bei uns Alle nur Einen Glauben, d. h. nur Eine Art und Weise hatten, sich die unsichtbaren Dinge vorzustellen? Denke dir einmal, es würde nächsten Sonntag ein Edikt ab allen Kanzeln verlesen, dass von nun an jeder Landmann in Glaubenssachen gefreit sein und sich ungenirt nach seinem besten Wissen und Gewissen aussprechen dürfe; meinst du, es kämen da Alle, die Geistlichen und Weltlichen, die Gebildeten und Ungebildeten, die Bauern und die Fabrikanten und Kaufleute u. s. w. in ihrem Glauben haarklein auf Eins heraus, so dass sie Alle Punktum gleich viel und gleich wenig glaubten? So lange du dir nicht getraust, diese Frage mit einem unbedingten Ja zu beantworten, so sage nicht, dass wir im Appenzellerlande nur Einen Glauben haben. Höchstens solltest du sagen, dass man da nur Einen Glauben bekenne.

Bastian. So hätten wir also nach deiner Richtung im Lande eine Menge Heuchler; denn wer anders red't, als er denkt, ist gewiss ein Heuchler?

Uli. Nicht so gar viele. Ausser den Geistlichen ist ja Niemand gezwungen, über religiöse Gegenstände sich herauszulassen, und wer nur schweigt, heuchelt nicht; daher wir zu sagen pflegen: Mit Schweigen Niemand fehlen kann! Aus dieser Ursache ist auch der alte Grundsatz: „man dürfe in Gesellschaften nicht über Religionsachen reden,“ sehr dienlich und hilft aus manchen Verlegenheiten.

Bastian. Freilich! das spüre ich jetzt auch an mir. Ich wollte, ich hätte mich nie mit dir eingelassen, denn du hast mir durch dein Gespräch nur den Kopf verwirrt.

Uli. Du hast's angefangen, nicht ich; nun wollen wir aber abbrechen. Kurze Zeit, Bastian!

Bastian. That's so Noth? Bald wieder, Uli!

2. Sonnenklarer Beweiss das der Hundt-Radowsky der in der Offenbarung Johannis beschriebene Anti-Christ sey.

Verfasset von einem wahren Christen.

Ich armer armer Sünder vor Gott verhoffe der Christlichen Nation einen sonderbahren Dienst zu erweisen, wenn ich ihr die grosswichtige Entdeckung an den Tag lege, dass der gräuliche Anti-christ in diesen letzten Tagen aufgestanden sey aus seynem finstern

und scheusslichen Reich des Abgrunds, worinnen er seit Erschaffung der Welt verborgen gelegen auf das sich Jedermänniglich dem seyner Armen Sehnen Heyl und Säligkeit am Hertzen ligt, sich vor ihm in Acht nehmen könne. Er ist schon seit vihlen Jahren herumgeschlichen in der Christenwelt aber die verblendeten Kinder der verdorbenen Welt haben ihn nicht erkannt so blind sind sie und so Listiglich ist er, jetzo ist er in unser gefreytes Land kommen, weil er vermeynet hier könne er sicher seyn und hat sich da lange Zeit in heimlicher Verborgenheit aufgehalten bis er geoffenbahret worden ist den frommen Kindern Gottes die ihn aufgedeckt haben, und ihm keine Ruhe gelassen Tag und Nacht bis sie ihn mit Gottes Allmächtiger Hülfe haben weggejagt aus diesem Lande. Jedemnoch ist es eines jeden frommen Christen Pflicht ihn überall wo er sich hin verkriechen will zu verfolgen, diesen erschröcklichen Lindwurm welchen der Teufel ausgesendet hatt die Leute zu verderben und zu verführen und in seine Klauen zu bringen was um so nöthiger zu seyn erachte, alldieweil in hiesiger Gegend und Lande dass leider Gott erbarm! gewisse Leute welche, mit Welt Klugheit und mit eytel Menschen Verstand begabet sind es für eine lächerliche Thorheit halten, was die frommen und inwendig erleuchteten Seher an diesem Drachen des Beelzebub mit ihren Geistigen Augen sehen. Zwaren ich nicht behaupten will dass diese Leute seyne Anhänger sind und seynen teuflischen Irrlehren Glauben beymessen, nein vor einem solchen Argwohn wolle mich der allgütige Himmlische Gott und Vater gnädiglich behüten und ich habe auch nie gehört, so fleissig ich auch überall nachgespühret habe das sie von seynen höllischen und satanisch-teuflischen Lehren angesteckt und verpestet sind, nein, das nicht aber ihre übel angebrachte Phylantropia oder Weltkinderliebe ist in dem traurigen und hertzbrechenden Wahn und verkehrten Irthum befangen als ob man Barmhertzigkeit mit diesem Thier des Abgrunds haben und wie einen unglücklichen Menschen behandeln solle, denn er habe kein Vatterland mehr und sey verlassen und in Armuth und man müsse ihn nicht ganz verstossen. O Grosser Gott so verblindet sind deine Geschöpfe ach deine arme Geschöpfe die man für die klügsten halten will und die in den eytlen weltlichen Dingen viel wissen und verstehen, und Oben an stehen aber in göttlichen und übermenschlichen Dingen unwissender sind wie Kinder und denen das inwendige Licht der Gnade nicht leuchtet und die Augen des Glaubens mit 7 Sieglen verschlossen sind das sie in ihren betrübten Blindheit und traurigen und jämmerlichen Verblendung nicht verstehen und merken wollen dass dieser sonnenklare Antichrist nicht wie ein Christenmensch muss angesehen werden; O ihr verblendeten ihr saget er habe kein Vatterland, wisset ihr dann nicht dass die Hölie sein Vatterland ist denn er ist der leibhafte Sohn des Fürsten der Finsterniss der ihn auf die Welt

gesendet hat um die sorglosen und unwachsamen Sehlen zu fangen und sie in den stinkenden Pfuhl zu schleppen der mit Feuer und Schwefel brennt und wo nichts als abschröckliches Häulen und Zähneklappern ist in alle Ewigkeit. Ihr werdet zwahr in euerer vermeintlichen Klugheit und Vermessenheit meiner spotten und sagen: der ist ein Thor und ein Narr, wir wollen ihn nicht hören, aber ich achte das nicht um Christi willen denn was vor den Kindern der Welt eine Thorheit ist das ist vor Gott die grösste Weissheit und zudem sollet ihr wissen das geschickte und in der Schrift Hocherfahrne Männer als unter welchen ich einen gar erleuchteten und Weissheitsvollen Rathsherrn kenne mit mir gäntzlich übereinstimmen und den Hund-Radowsky für den in der Offenbahrung Johannis des Täufers deutlich beschriebenen Antychrist halten. Und ihr würdet euch höchlich verwundern wenn ihr ihn hören würdet mit welchen ernsthaftigen rührenden und Salbungsvollen Reden er alles dieses beweisen kann so dass Jedermann verstummen und stillschweigen muss. Aber ihr gläubigen und frommen Sehlen, für welche ich dieses kleine aber wichtige und inhaltsvolle Büchlein und Vermahnung schreibe und welches so Gott will noch manches ungläubige und verirrte Schaaf auf den rechten Weg bringen soll, helfet mir zu Gott flehen das er unsern in den schröcklichen Stricken und Banden der Vernunft gefängen ligenden Brüdern ihre Augen öffne und sie erleuchten wolle mit der Kertze des göttlichen Lichtstrahls zum Heil ihrer armen Sehlen hier zeitlich und dort ewiglich Amen.

Volget nun der Sonnenklare und unumstössliche Beweiss aus der Offenbahrung Johannis, dass der sogenannte Hundt-Radowsky der geprophezeythe Antichrist sei oder das Thier aus dem Abgrund mit 7 Häuptern und 10 Hörneren.

Und ich sahe ein Thier aus dem Meer steygen.

Wie deutlich ist schon der Anfang, denn man sagt Hundt-Radowsky komme weit vom Meer her und im Meer sind auch die tiefsten Abgründe viele 1000 Klafteren tief und Abgründe sind seine liebste Wohnung, er hält sich gerne in Tiefen und Töbleren und Gruben auf, wie bekannt ist und lässt sich bisweilen und besonders zur Nachtszeit an andern Orten sehen, wenn er auf den Sehlen Raub ausgeht und wie ein brüllender Löw aber ganz heimlich sucht welche arme Sehle er verschlinge und in seynem Netz fange.

Und hatte 7 Häupter.

Das verhält sich pünktlich so obgleich man mit natürlichen Augen nur einen einzigen Kopf an ihm gewahr werden kann, aber man muss in die Tiefe der Geheimnisse eingeweyet seyn wenn man auf die wahre Spuhr kommen will. Hundt-Radowsky oder auf Teutsch: das Thier aus dem Abgrund, ist in Teutschland gewesen und hat Pündnisse gestiftet mit gefährlichen Männern, deren gewiss

gerade 7 an der Zahl sind als Hauptanführer und die man Carbonari oder Kohlschwarze heisset, um die Trone der Christlichen Könige und Potenthaten umzustürzen und ein antichristliches Reich zu gründen, und damit es ihm gelinge hat er allerley bosshafte Lästereien ausgegossen über die Gesalbten des Herren mit allen seynen 7 Trapanten die figürlich als Häupter dargestellt werden, gegen das ausdrückliche Gebott Gottes: rühre meinen Gesalbten nicht an. Aber er ist, weil seyne Zeit noch nicht gekommen war zu Schanden geworden, dieweilen Gott den Völkern zu ihrem Zeitlichen und ewigen Heyl die rechtmässigen Häupter, seyne Stadthalter auf Erden in Gnaden in Schutz genohmen hat zum Heyl und Segen und zur unaussprechlichen Wollfahrt der Unterthanen.

Und 10 Hörner.

Unter den 10 Hörnern sind 10 Bücher verstanden, welche dieses Thier geschrieben oder gemacht hat. Mit diesen fürchterlichen Büchern oder Hörnern hat er schon viele 1000 Sehlen zu Tode gestochen, wer so ein höllisches Horn oder Buch nur anrühret der ist wie verlohren wenn er nicht vorher schon in das Buch des Lebens eingeschrieben ist; der Herr Zebaoth behüte und Bewahre jedes fromme Christen-Mensch vor diesen gefährlichen Büchern oder Hörnern!

Und auf seynen Häuptern 10 Kronen.

Hierunter werden verstanden die 10 Titel seyner Bücher oder Hörner die so verführerisch und lockend sind für die gelüstigen Weltleute dass sie der Lockung des leidigen Satans fast nicht widerstehen können. Desnachen ist es die gröste Klugheit und Weissheit, welche eine Gabe Gottes sind, kein solches Buch in die Hand zu nehmen, denn es soll die teuflische Zauberkraft in ihnen stecken, dass fast alle die solche lesen verstrickt und verführt werden durch des Satans Arglistigkeit, und ich rathe jedem guten und frommen Christenkind wohlmeinend an, sie ärger als die Pest zu fliehen, damit sie nicht befangen werden und die Kraft verliehren fortzueifern und zu streiten für die heilige Sache, wie ich zur grösten Betrübniß meines Herzens die Erfahrung gemacht habe, dass Etliche gewesen sind welche aus purer weltlicher Kuriosität sie gelesen haben und hierauf ganz merklich und wohl verspürbar in ihrem frommen Eifer verkaltet oder wohl gar verstummt seynd. So gross ist des leidigen Satans List und Bossheit; Ich aber und der vorgerühmte fromme Rathsherr, welcher ist ein wahrer Rath des Herrn wie alle seyn sollten haben uns verbunden den gefährlichern Hörnern mit Klugheit und wohlweisslich auszuweichen, auf dass wir geschickt bleiben Tapfer zu kämpfen gegen den höllischen Trachen bis an unser sälliges Ende, obgleich wir die Kraft in uns verspühren das uns das Lesen nichts anhaben könnte, so fest ist unser Glauben Gott stärke uns in demselben.

Und auf seynen Häuptern Namen der Lästerung.

Diese schändlichen Gottsvergessenen Lästerungen sind gerichtet gegen die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten auf der Erde welche auf alle mögliche Art verunglimpft werden. Das gemeine Volk hat sich ganz absonderlich vor diesen verführerischen Lästerworten in Acht zu nehmen und aller guten Ordnung und Zucht schnurstracks zuwiderlaufenden Ausdrücken von bürgerlicher und religiöser Freyheit, welche da sind eine höchst gefährliche und giftige Lockspeise aus des Satans Küche gänzlich den Eingang versagen und sich von der beruhigenden Ueberzeugung, dass wir just so viele Freyheit haben als zu unserm Besten gereicht nicht losreissen lassen, denn was die geistlichen und weltlichen Oberhäupter verordnen das ist Gottes Ordnung weil sie von Gott selbst eingesetzt sind und seine Stelle auf der Welt vertreten; und wer diesen widerstrebt der widerstrebt Gottes Ordnung und ist gleich zu achten einem geistlichen und weltlichen Mayestäts Verbrecher und aufrührerischen Rebellen, denn alles was die Hohen und grossen Häupter thun das geschieht zu unserm besten, wenn schon unsere Kurzsichtigkeit zuweilen das Gegentheil zu seyn vermeynet.

Und das Thier das ich sah, war gleich einem Pardel.

Ich habe noch nie keinen Pardel gesehen, denn im Appenzellerland giebt es keine, wie mir ein alter Jäger gesagt hat er habe noch nie ein solches Thier angetroffen, aber ich zweifle nicht im Geringsten das Hundt-Radowskys Aussehen nicht genau mit einem solchen Thier übereinstimme. Ich will mich aber noch genau bei dem ehgemeldten Rathsherren darüber erkundigen, welcher unter seinen schönen geistlichen Büchern, als da sind der Jung-Stilling, der graue Mann, Feyerabendbüchlin, heilige Genovefa, Predigbuch, Geistliche Aloc, Himmlische Zuchtruthe, Leben der Gläubigen, Missionsberichte, Gottfried und Maria, Himmlischer Bräutigam, die 7 letzten Posaunen, Clauss Harms Thesen, Madam Guyon, Schuhkrafts Armenfreund u. s. w. auch ein grosses Thierbuch oder eine Thierbibel hat, worin alle Thiere welche in der Arche Noahs waren in Lebensgrösse abkontefeytet sind.

Und seyne Füsse als Bärenfüsse.

Das ist haarklein also. Hundt-Radowsky kann seyne Füsse fast nicht verbergen, so gern er möchte er hat immer Löcher in den Schuhen und Strümpfen, was daher kömmt weil Bärenfüsse in Menschenschuhen und menschliche Strümpfe nicht passen.

Und seyn Mund als eines Löwenmund.

Wie akkurath trifft es ein, schaue man nur seyn breites Maul an und seyne Zähne, denn so sehr er sich anstrengt ein menschliches Maul zu machen, so sieht ein geistiges Auge doch bald ein deutliches Löwenmaul es fehlet bloss die Mähne um alles noch deutlicher zu sehen, aber er balbirt sie fleissig ab der listige Fuchs.

Und der Drach gab ihm seyne Kraft.

Seyne übermenschliche Kraft hat der heilige Schuhkraft erfahren müssen der fromme Gottesmann, welcher zur Erbauung aller Gläubigen so viele schöne Sachen geschrieben hat dafür aber vom leidigen Antichrist so verfolgt und ins Unglück gestürzt worden ist und wegen seyner Frömmigkeit als ein wahrer Martyrer im Zuchthaus sterben muss, und ich selbst habe die Kraft des Thieres aus dem Abgrund auch an mir selber verspühren müssen als ich mit einigen andern Brüdern in Christo demselben einmal Nachts aufgepasst habe um ihm den Hals zu brechen, aber alle unsere Mühe ist vergeblich gewesen, denn das Thier stuhnd auf und brüllte fürchterlich auf Hebräisch das uns alle ein gewaltiges Grausen überfiel und wir auf und davon flohen.

Und seynen Stuhl.

Der Stuhl bedeutet die Wohnungen seiner Anhänger auf Erden, wo man ihn hat sitzen lassen, hätte ihn niemand sitzen lassen so wäre ihm das stehen auf der Welt verleidet und er hätte wieder in den Abgrund zurückkehren müssen von wannen er kommen ist aber Dreimal wehe denen welche ihm Stühle gegeben haben!

Und grosse Macht.

Leider so grosse Macht das er viele Kluge und Mächtige der Erde überwinden können das sie menschliches Mitleiden mit ihm gehabt und ihn nicht wollen verfolgen helfen, denn wenn diese auch die Meynung mit uns eifrigen und muthvollen Streytern für das Reich und die Allmacht Gottes gehabt hätten, so wäre er schon längst auf einem Scheiterhaufen verbrennt worden wie er es zehnfach verdienet hätte zum Lob und Preiss des allmächtigen Gottes.

Das liebe Neben Christen ist wie ich verhoffe das deutliche Bild und leibhafte Conterfey des gottlosen Antychrists der vor dem Tausendjährigen Reich das vor der Thüre ist auf die Welt kommen musste, und ihr alle welche Gott auserkohren hat zu Bürgern des neuen Jerusalems, ziehet ungesäumt an den Schild des Glaubens und den Harnisch der Gerechtigkeit und ziehet zu Felde gegen den Trachen der Finsternuss unter dem Panier des verrühmten Rathsherren welcher würdig ist euer Herzog zu seyn in dem heiligen Feldzug gegen des Satans Reich, aus welchem ihr mit weissen Kleidern angethan und mit Palmzweigen in der Hand als Triumphirende Sieger zurückkehren werdet, unter dem lauten Halleluja Jauchtzen aller Frommen und Auserwählten. Amen!

3. Entwurf zu einem weltlichen und geistlichen Reglement im Lande Utopia. 1837 187 5.67

II. Vorschläge zu einem neuen Reglement für das Capitel. Praefacio.

So wie seit ein paar Jahren ein reger Eifer für eine Festsetzung unserer uralten politischen Ordnung und Gesetze bei einem

grossen Theil unsers Volks sich gezeigt hat, so vernehmen wir ähnliche Wünsche von mehrern Seiten in Absicht auf unsere Kirchenverfassung. Unsere Synodalstatuten von A. 1787 haben viel Mangelhaftes und sprechen sich über mehrere wichtige Punkte gar nicht, über andere nur sehr geringfügig aus. Diesem Fehler zu begegnen, wagt ein Mitglied unserer ehrwürdigen Geistlichkeit nachstehende Sätze und zwar wie der Titel ausdrückt, jetzt nur noch als Vorschlag oder Plan mitzuteilen, um dann vielleicht nachher aus höherem Auftrag wirklich zum Verfertigen einer bessern Synodalordnung bestimmt zu werden. Indem ich mich nunmehr aller Selbstbelobung meines Werkleins enthalte, schreite ich zur Sache, und bitte die Leser, die etwa vorkommenden Fehler selbst zu verbessern.

§ 1. Von dem Zweck und Absehen unsers Synodus.

Unsere Synode hat eigentlich keinen Zweck. Da aber sonst jede gesellschaftliche Verbindung einen gewissen Zweck hat, so konnte dieser §. nicht wohl übergangen werden. Ein sichtbarer Beweis, wie sehr die göttliche Vorsehung über unsere vaterländische Kirche wache, ist es indessen, wenn man bedenkt, wie lange unsere Synode schon bestanden hat, ohne einen bestimmten Zweck zu haben; gewiss wäre jede andere Verbindung bei der gleichen Zwecklosigkeit schon längst in sich selbst zerfallen. Möchte man daher anstatt immer von Zweck, Zweckmässigkeit und andern neumodischen Dingen zu sprechen, vielmehr den Weg der Vorsehung ehren, die das Band seiner getreuen Diener auch noch durch andere, als blos durch gewöhnliche Mittel zu knüpfen weiss. Ehrwürdig seyen uns vor Allem aus die Einrichtungen und Beschlüsse unsrer Altvordern.

§ 2. Zeit und Ort des Synodus.

Unsere Synode versammelt sich des Jahres wenigstens einmal, aber auch nicht öfterer. Die Versammlung geschieht allemal unmittelbar nach der Narrengemeinde, es sei denn, dass den Herren Ehrendeputirten ein anderer Tag bequem wäre, da man sich denn nach dero wohlweisen Verordnungen zu richten hat. — Die Frage, in welchem Wirthshause man logieren wolle, bleibt fortan ein Gegenstand des sich dazu besonders versammelnden Prosynodus.

Wer von dem Capitel ausbleibt, zahlt 1 fl.; wer zu spät kommt, 15 kr. zum allgemeinen Besten. Sind aber Nothfälle vorhanden, dass Einer nicht kommen kann, wenn z. B. einer keine Hosen hat, oder seine Frau just in der Niederkunft begriffen ist, oder endlich eine Lustreise im Wege steht u. s. f., so soll in solchen Fällen einem jeweiligen Herrn Dekan gebührende Anzeige gemacht und dann dem Betreffenden die Busse erlassen werden. Wer aber zu wiederholtenmalen ausbleibt, der soll die Ausschliessung zu erwarten haben, eine Strafe, deren blosse Benennung uns schon mit Schauder und Entsetzen erfüllt.

§ 3. Von den Mahlzeiten des Synodus.

Da die Mahlzeiten das stärkste Band sind, welches die an Alter, Grösse, Meinungen und Ansichten oft so verschiedenen Herrn Amtsbrüder mit einander verbindet, so sollen dieselben billig ein Hauptgegenstand der Obsorge eines hohen Präsidiums sein. Dann aber soll sich ein jeder zur rechten Zeit einstellen, damit er in seiner Portion nicht verkürzt werde, ansonst er den Schaden an sich selbst haben müsste. Doch hierin ist es — zur Ehre unserer Geistlichkeit gesagt — von jeher am allerwenigsten gefehlt worden, und es ist ein erfreuliches Zeichen des guten Geistes, der unsere Vereine belebt, dass bisher fast alle ehrwürdigen Mitglieder unserer Gesellschaft, wenn sie auch während des Gebets und der darauf folgenden Verhandlungen nicht zugegen sein konnten, sie doch wenigstens für diesen Theil unserer Geschäfte, nämlich die Mahlzeiten, ihr unvermindertes Interesse beibehalten haben. Was die Dauer der Mahlzeit betrifft, so können wir hierüber nichts bestimmen, da der Aufstand stets von oben geschieht. Der stille Wunsch aber, der schon seit Jahren von vielen Herrn ist genährt worden, es möchte nämlich an unserer Tafel die alte Sitte bei Hung und Kuchli wieder beobachtet werden, hat bei einem hochwürdigen Ministerio Eingang gefunden und ist dazu gesetzlich verordnet worden: Es solle von jetzt an unmittelbar nach dem Salat, also noch vor den Hippen, Hung und Kuchli aufgetragen werden. Möchten endlich die Liebhaber des Senfs noch besser bedacht werden!

§ 4. Von der Kleidung, insbesondere der Kopf- und Fuss-Bedeckung der Tit. Herrn Geistlichen.

Man klagt in unsern Zeiten häufig über das gesunkene Ansehen unseres Standes und mit Recht, die Schuld fällt aber hauptsächlich auf die Prediger selbst. Fragen wir, warum hat unser hoher Respekt bei dem Volke abgenommen, so müssen wir antworten: Seit der Zeit, da man angefangen hat, weniger Werth auf den geistlichen Ornat zu setzen, wie wenn es geradezu einerlei wäre, ob man einen runden oder einen spitzigen, einen Filz- oder einen Strohhut trage, oder ob der Frack nur bis s. v. unter den Hintern, oder wie es alte ehrwürdige Sitte war, bis an die Waden gehe; ob Schuhe oder Stiefel, weisse oder schwarze Strümpfe die Füsse bedecken u. s. w. O, welche Verkehrtheit des Zeitalters! Warum doch nicht lieber beim Alten geblieben? Wozu denn immer die fatalen Neuerungen? Ist denn Verachtung besser als Achtung, Ungehorsam besser als Gehorsam, und wird nicht auf eine solche Weise nach und nach eine gänzliche Irreligiosität unter unserm Volke entstehen? Diesem Jammer zu steuern und das geistliche Ansehen nach und nach wieder zu heben, verordnen wir daher für die Zukunft folgendes: Es sollen unter uns keine runden Hüte,

Strohhüte, keine Mützen, haben dann diese Vordächli oder nicht, keine Italienerfräcke, keine Reuterstiefel mehr geduldet werden, sondern überall wie derlei vormalige Dreizipfelhüte, Klappröcke und Schnallenschuhe von uns gebraucht und Keiner in das Kapitel aufgenommen werden, der nicht auch in diesen Stücken ein vollkommener Mann ist.

§ 5. Von der Orthodoxie und Neologie.

Dieser § steht mit dem vorigen in genauem Zusammenhang. So wie es nämlich von Zeit zu Zeit übelgelehrte Klügler, oder, was das Gleiche sagen will, Philosophen gegeben hat, die anstatt bei der von Alters her üblichen Amtskleidung zu verbleiben, eigenmächtig sich davon losgesagt haben, so sind diese aberwitzigen Herren, wie leicht zu erwarten stand, auch in ihrem Glauben selbst, wenn sie anders noch einen Glauben haben, von den Bestimmungen unserer Väter abgewichen. Dieser Unfug ist aber noch wichtiger, als jener, und würde, wenn man ihm nicht zu rechter Zeit noch begegnete, schneller als man es erwarten sollte, uns zum Gerichte Gottes reif machen. — Aber mit welchen Waffen sollen wir hier streiten? Die Erfahrung lehrt uns, dass wer einmal in die schreckliche Neologie hineingerathen und den Damm des allein seligmachenden Glaubens frecherweise überschritten hat, fast nicht mehr dahin zurückzubringen ist, ja vielmehr mit Verachtung auf diejenigen herabsieht, die sich hinter der Burg Zions still und ruhig verhalten. Viel schwerer fällt es nicht, den aus dem Käfig in die freie Luft entkommenen Vogel — und wäre er auch im goldenen Käfig gewesen — wieder dahin zurückzubringen; er müsste dann in seinem neuen Elemente auch gar keine Nahrung finden. Ueberzeugt, dass hier auf natürlichem Wege nicht zu helfen ist, schlagen wir vor, über diesen Gegenstand folgendes Gebet in die Liturgie einzurücken: Heilige Dreifaltigkeit, du strenge Wächterin auf dem Berge Zions, du feste Grundsäule unsrer vaterländischen Kirche, ach, komm uns zu Hülfe mit deinem starken Arm; sende feurige Pfeile auf alle Ungläubigen, die das Schifflein Petri mit Gewalt leck machen wollen, und schone ihrer nicht, sintemalen wir selbst, deine Knechte, grosse Noth leiden. Bewahre uns alle vor dem so schädlichen Gebrauch unserer Vernunft, und nimm uns das sanfte Ruhe-kissen des Glaubens nicht unter unserm Haupte hinweg! Lass Philosophie, Neologie und Psychologie und die ganze Teufelslogie ferne von uns sein! Hilf denjenigen unter uns, die sich bereits unter den schmalen Mantel der Vernunft begeben haben, dass sie doch bald wieder zurückkehren unter die Schaafsdecke des orthodoxen Glaubens! Schütte du selbst ihnen den Schlaftrunk des rechten Glaubens ein, dass sie sanft ruhen mögen in dem Bette der wahren Kirche Gottes, als der Braut Christi, bis dass der Tag

kömmt, wo ihre Geheimnisse sich auf das schönste enthüllen, und die Posaune des Engels alle Rechtgläubigen zur Hochzeittafel einladen wird, Amen.

§ 6. Von der Wahl eines Dekans.

Die Wahl eines Dekans soll zwar der Regel nach frei und ungezwungen, ohne Rücksicht auf Rang und Alter geschehen und immer auf den Tauglichsten gesehen werden. Da indessen eine vieljährige Censur gesagt hat, dass jedes Mitglied des ehrw. Synodus untadelhaft ist und alles Lob verdient, so mag es gar wohl bei der bisherigen Uebung, nämlich dem Range nach zu wählen, sein Verbleiben haben.

§ 7. Von der Aufnahme in den Synodum.

Von jedem Geistlichen, der ins Land kommt, lässt sich erwarten, dass er sich alle Mühe geben werde, ins Capitel aufgenommen zu werden. Würde einer im Gegentheil nicht aufgenommen werden wollen, so würde er durch seinen Indifferentismus nicht nur das ganze Kapitel in die grösste Verlegenheit bringen, sondern ein solcher würde sich gerade am allermeisten schaden, indem für ihn die Kapitelmahlzeiten so gut als nicht vorhanden wären. Doch ein solcher Fall ist nicht einmal gedenkbar. — Will sich nun einer aufnehmen lassen, so ist er zuerst an den Dekan gewiesen. Dieser soll ihn in Absicht auf die Schuhe und Strümpfe, so wie auch die 5 fl. Entréegeld ernstlich prüfen, und so der Aufnehmling es hierin im Reinen hat, ihm ohne anders den Zutritt vor das ehrw. Kapitel gestatten. — Hierauf tritt nun der Herr Candidat hinter die Schranken, öffnet seinen Mund zum Sprechen, setzt gehörig ab, sagt, wo er studiert habe und ordinirt worden sei, verspricht so bald als möglich sich nach einem eigenen geistlichen Pflanzgarten umzusehen, endet, legt die Testimonia auf den Tisch des Präsidenten und geht in den Ausstand. An den Testimoniis ist nichts zu tadeln; sie sind in lateinischer Sprache abgefasst, lauten vortrefflich und brauchen also nicht gelesen zu werden. Jetzt wird gerufen: Wem es wohl g'fällt, der etc. Er gefällt allen und ist nun dem Orden einverleibt.

§ 8. Von den Leibern der Tit. Hrn. Geistlichen.

Es erfordert in unserer Zeit, wo das Ansehen des geistlichen Standes immer mehr zu schwinden droht, von unserer Seite doppelte Sorge, auf jedes Mittel bedacht zu sein, wodurch diesem Uebel vorgebogen werden kann. Zu diesen Hülfsmitteln zählen wir hauptsächlich die bessere Pflege der Leiber, namentlich der Unterleiber, damit diese in möglichster Runde und Vollkommenheit hervorstehen mögen. Wer es weiss, von welchem unzuberechnenden Einfluss der schön gewölbte Unterleib eines Seelsorgers auf seine Gemeinde ist,

und wie widrig dagegen die hagre Figur eines auch noch so philosophischen Kopfes absticht, der wird gewiss diesen §. nicht für überflüssig halten. So wie die Kanzel rund ist, so sollte auch der Kern, der darin steckt, rund gestaltet sein, und nichts ist hässlicher, als wenn der Raum jener kaum zur Hälfte ausgefüllt wird. Wohl aber derjenigen Gemeinde, welche sagen kann: Unser Pfarrer nimmt nicht nur zu an Jahren, sondern auch an Schwere; er ist in der That ein schwerer Herr! Alles, was er predigt und anordnet, trägt den Beweis der Schwerfälligkeit und Wahrhaftigkeit in sich selbst und leidet keinen Widerspruch. Darum trachte ein jeder Amtsbruder auch hierin dem Bedürfnisse seiner Gemeinde zu entsprechen. Er pflege seines Leibes aufs beste, schlage sich nicht allzusehr mit den Büchern herum; dagegen bleibe er um so fester bei seinem empfangenen Glauben, predige zwar, so oft er muss, lasse aber daneben sich selbst und seine Gemeinde in Ruhe, besuche wenigstens alle 2 Jahre einen Kurort, und wenn er eine Strafpredigt halten will, so trage er Leibli, damit er sich nicht durch den Schweiß Schaden zufüge. Mehrere Rathschläge über diesen Punkt zu ertheilen, erlaubt der enge Raum dieser Blätter nicht. Ein verständiger Arzt wird hier am besten dienen können.

§ 9. Von den Predigten und Katechisationen.

Was unsere Predigten anbelangt und zwar sowohl die Sonntags als Wochenpredigten, so verdienen die Reinhardt'schen Predigten heut zu Tage gewiss in jeder Prediger-Bibliothek die oberste Stelle. Diese empfehlen wir daher der Regel nach zum gewöhnlichen Gebrauche für unsere Hrn. Kapitularen. Denn während sich die meisten unserer Predigten in natürliche und unnatürliche, vernünftige und unvernünftige theilen, so halten sich dagegen die eben genannten immer in dem Gleise der goldenen Mittelstrasse und suchen Vernunft und Unvernunft schön miteinander zu verbinden, so dass man mit ihnen fast überall am besten wegstößt, indem man es mit keiner Partei ganz verderben muss. Dass indessen dieser Gebrauch von gedruckten Predigten vor den Laien stets geheim gehalten werden solle, versteht sich von selbst, weil das Interesse des Einzelnen, so wie das der ganzen geistlichen Gesellschaft genau damit zusammenhängt. Denn wie leicht könnten unsere Spekulanten auf den frechen Gedanken verfallen, die gleichen Predigten, die wir von Sonntag zu Sonntag für 10, 12, ja bis 17 fl. verkaufen, um die Hälfte des Preises anzubieten, weil diese den Ladenpreis immer noch übersteigen würde. Möge daher doch eine undurchdringliche Decke dieses edle Geheimnis dem Auge der Laien für immer und ewig verbergen! Die Katechisationen sollen an den Sonntag-Nachmittagen fleissig geübt und die Katechismusfragen, wenn es möglich ist, verständlich gemacht werden. Die Applikation mag sich zur Vormittagspredigt ungefähr

verhalten, wie 3 zu 7. — Diejenigen, welche konfirmirt werden wollen, müssen, wenn sie auch nicht lesen können, doch wenigstens ein Testament besitzen und es darf auch nur dann ihren Wünschen entsprochen werden, wenn sie sich $\frac{1}{2}$ Jahr lang vorher recht aufgeführt haben (besondere Fälle ausgenommen, die der Klugheit des Pfarrers überlassen sind). In keinem Falle darf endlich das Geld zu dem Nachtmahlkleide gestohlen werden.

§ 10. Von der Taufe.

Durch die Taufen werden unsere Accidentien um ein nicht Geringes vermehrt, indem sich annehmen lässt, dass im Durchschnitt jede Taufe mit 1 fl. bezahlt wird. Es ist daher dem gesunden Verstand eines jeden Mitgliedes zuzutrauen, dass er von selbst schon streng darauf halten werde, dass die Kinder wo immer möglich schon am Tage der Geburt getauft werden, weil das Leben eines Kindleins zart und oft schnell vorüber ist, also dadurch die Taufe und mit derselben das Honorarium gar leicht zu nichten gehen könnte, wenn man es so lange anstehen liesse. Uebrigens hat man nicht geradezu nöthig, den Leuten diesen Grund in Betreff der schnellen Taufe zu offenbaren, sondern viel schicklicher ist es, man berufe sich auf die uralte Meinung, dass die ungetauften Kinder kaum in den Himmel eingehen mögen. Leider sind die Hrn. Neologen zu ihrem eigenen Schaden auch hier längstens schon von der Bahn der Ordnung und des Rechts abgewichen.

Beilage.

I. Auswahl aus Toblers Beschreibung der Revisionsräte.

Mit Beginn des Jahres 1831 erschien in St. Gallen die „St. Galler Zeitung“. Ihr verantwortlicher Herausgeber, Buchdrucker J. Fr. Wartmann, lädt in der Ankündigung „jeden Gutdenkenden, der es redlich mit seinem Vaterland meint und zum Fortgang der politischen und religiösen Freiheit mitzuwirken denkt“ zur Mitarbeit an seinem Blatte ein. Dieser Einladung sind mehrere Appenzeller, darunter Dr. Titus Tobler, Dr. Heim und sehr wahrscheinlich auch Pfarrer Walser in Grub, gefolgt. Als Beispiel, wie in der „St. Galler Zeitung“ appenzellische Angelegenheiten besprochen wurden, geben wir hier einen Artikel wieder (aus Nr. 3, Jahrgang 1831), der jedenfalls aus der Feder Walsers stammt und die damaligen Zustände in Appenzell A. R. trefflich charakterisiert:

Appenzell-Ausserrhoden. Wir Appenzeller können jetzt ruhig hinter dem Tisch sitzen, während die Thurgauer und Aargauer und andere Auer und Bieter sich fast die Beine ablaufen, um zu ihrem Rechte zu gelangen, denn wir haben ja Alles schon, wonach Andere erst noch ringen; wir haben — wir haben — wir haben — kurz, wir haben Alles, was wir wollen. So reden jetzt Manche bei uns. Dergleichen zu hören ist nun gewiss recht schön und lieblich, aber fataler Weise — nicht wahr. Um von Vielem nur Eins zu sagen: wir hatten bis jetzt nicht einmal die Volkssouveränität. Auf dem Papier, d. h. im bestaubten Landbuch wohl, aber nicht in der Wirklichkeit. Denn es ist nicht nur etwa in der verfälschten Ausserrhoderverfassung, die in Bern liegt, enthalten, dass wir, das Volk, uns ohne besondere Bewilligung unserer Hochgeachten, Hochgeehrten Gnädigen Herren und Obern weder in der Kirche noch auf dem Landsgemeindeplatz ausserordentlich versammeln dürfen, sondern es wurde wirklich immer nach dieser Ordnung verfahren, und wer sich nicht daran kehren wollte, wurde mit grossen Augen angesehen. Was ist aber das für eine Souveränität, welche, wenn sie sich zeigen will, erst noch fragen muss: Erlauben Sie es, Herr?

Mit dem Gesetzgebungsrecht, das unsere Verfassung dem Volke zuerkennt, steht es nicht besser. Das Landbuch sagt's freilich deutlich genug: das Volk sei Gesetzgeber, unsere Hochgeachten, Hochgeehrten Gnädigen Herren und Oberen aber sagen: wir sind es; wenigstens lassen sie alle Jahre Gesetze von sich ausgehen, von denen unser Eins, ehe er's von der Kanzel hört, oder er seinen Geldbeutel zum Bussenzahlen öffnen muss, nicht das geringste Mitwissen hat. Und erkennt etwa zuweilen die Lands-gemeinde in gerechtem Unwillen über solchen Unfug: „Nichts Neues!“ „Beim Alten bleiben!“ so lachen die Herren und nehmen dies für einen Befehl, auch bei ihren alten Sünden zu verbleiben, und fernerhin zu thun, was sie von Rechtswegen nicht thun dürfen.

Tausende unserer Mitlandleute mussten ferner bis jetzt nicht nur die Wahl-, sondern auch die Stimmfähigkeit entbehren, wenn es darum zu thun war, die Stellvertreter der Gemeinden in den Gr. Rath zu wählen, oder das erst- und zweitinstanzliche Gericht zu bestellen, aus dem einzigen Grund, weil sie keine Ortsbürger waren. Und da auch die Landesbeamten in der Regel aus den Gemeindevorstehern gezogen werden, blieben somit unsere sogenannten Beisassen bis auf die wenigen Augenblicke der Landsgemeinde, wo ein guter Theil der Zeit durch Titulaturen u. dgl. vergeudet wird, von der Gemeinschaft der rechtsfähigen Bürger gleich Schelmen und andern Halunken förmlich ausgeschlossen, ob sie gleich alle Gemeinde- und Staatslasten jederzeit mittragen helfen mussten.

Wollten wir noch auf weitere gesetzliche Gesetzwidrigkeiten aufmerksam machen, die sich im Laufe der Zeiten unserer Freiheit zuwider, unter uns eingeschlichen haben, wir würden nicht fertig werden. Man sehe darüber die neulich bei Meier & Zuberbühler in Trogen erschienenen Broschüren¹⁾ von Doktor Tobler und Landshauptmann Nagel von Teufen nach. Tobler hat die Leute aus dem Schlafe gejagt, was anders nicht möglich gewesen wäre, als durch solches Nachtwächtergeschrei, während Nagel das Verdienst zukommt, über mehrere sehr wichtige vaterländische Angelegenheiten ein wohltätiges Licht verbreitet zu haben. Beide Herren sind Aerzte und wenn viele, besonders seine Hrn. Amtskollegen, es dem Einen Dank wissen mögen, dass er dem faulen Fleisch so viel als möglich geschont hat, so findet hingegen das rücksichtlose Verfahren des Andern nicht weniger Beifall. Möchte Hr. Tobler, nachdem er in Stube und Kammer so rüstig aufgeräumt hat, nun auch in die Nebenzimmer sich verfügen, um auch da von vieljährigem Mist und Koth zu säubern, was unter demselben begraben liegt, dass das Haus von unten bis oben und von oben bis unten durch-

¹⁾ Gemeint sind „Der Rath am Falkenhorst“ von Dr. Titus Tobler, und „Auch ein Wort über das Landbuch“ von Dr. Nagel.

gänglich gereinigt und so wieder hergestellt werde, wie unsere lieben Alten es uns hinterlassen haben. Man hat ja jetzt keine Zwanzig-guldenbusse mehr zu befürchten, wenn man etwas schreibt, das nicht allen Leuten in den Kopf passt, der „Drang der Umstände“, dieser beliebte Leitstern unserer Richter, ist jetzt ein anderer geworden, und wäre er auch noch der gleiche, Hr. Tobler ist, so viel wir wissen, nicht in so presshaften Umständen, dass er nicht im Stande wäre, der Wahrheit ein kleines Opfer zu bringen. Hören wir ja jetzt sogar von einzelnen Landleuten das Verlangen aussprechen, Hrn. Meier ¹⁾ in Trogen alle die Bussen wieder zurück-zuerstatten, die ihm, dem „Drange der Umstände“ zulieb, diese Jahre her abgefordert worden sind. Und warum denn nicht? Was ist billiger und vernünftiger, als dass man dem „Drange der Umstände“ 1831 so gut Rechnung trage, als 1830 und vorher?

Unser Gr. Rath ist jetzt, wie man ihn haben will: langmüthig, geduldig und von Herzen demüthig; das hat Dr. Heim erfahren, dessen Memorial die beste Aufnahme gefunden hat. Es wäre daher völlig überflüssig, wenn sich, wie verlauten will, die Herren an der nächsten Landsgemeinde alle ihrer Stellen bedanken wollten. Wir könnten keine bessern wählen. Die Zeit ist längst vorüber, wo die Götter vom Himmel auf die Erde herabgestiegen sind, um da die obrigkeitlichen Plätze einzunehmen, und wählten wir heute andere, sie wären wieder Menschen. Bisher wurde es freilich so geübt, dass sich unsere Beamten sogleich bedankten, wenn man ihnen allzunahetrat. Sie glichen hierin jenen wunderbaren Pflanzen, welche plötzlich zusammenfahren, wenn man sie berührt. Dieses Zartthun sollten sie nun von nun an als etwas, das sich mit dem Geiste der Zeit und mit der von ihnen selbst ausgekündeten Pressfreiheit nicht mehr verträgt, ablegen und neue Menschen, d. h. Menschen werden, die auf keine Unfehlbarkeit Anspruch machen; gewiss, sie würden nicht weniger als bisher unsere hochgeachteten, hochgeehrten Herren sein.

Am meisten sind wir jetzt auf unsere nächsten Gr. Rathsbeschlüsse gespannt, die die Art und Weise angeben werden, wie das Landbuchsverbesserungswerk vorgenommen werden soll. Eins von beiden wird aber geschehen müssen: entweder ein verbessertes Landbuch oder aber dann die „Anries“, die „Compass-Briefe“, die „Kriegs-Ordonanz“, die „Gross Weiber-Buss“, das „Prächten, Hadern und Balgen“ u. s. w. von 1747.

Es konnte nicht ausbleiben, dass ein Blatt, in welchem die appenzellischen Zustände mit so scharfer und ge-

¹⁾ Dr. Meier, Gründer und Herausgeber der „Appenzeller Zeitung“.

wandter Feder behandelt wurden, in Ausser-Roden Aufsehen erregte und eifrig gelesen wurde. In dieser Zeitung erschien nun im Monat August 1831 eine „Kurze und unterhaltende Beschreibung der Revisionsräthe des Kantons Appenzell der äussern Rhoden“. Der Artikel war anonym wie die meisten übrigen Beiträge aus dem Appenzellerland. Dass er aber von Titus Tobler herrührt, erklärt Dekan Heim, der mit Tobler in engen persönlichen Beziehungen stand, in dessen Biographie¹⁾. Er schreibt dort (S. 35): „Die Beschreibung wurde besonders abgedruckt und erregte grosses Aufsehen. Aller Orten wurde nach dem Verfasser gefragt; man dachte an Pfarrer Walser in Grub, Arzt Walser in Teufen, Dr. Heim in Gais und Arzt Meier in Trogen. Der Hauptverdacht fiel auf Tobler, der aber aus der Autorschaft das grösste Geheimnis machte und sie nicht einmal seinem Bruder Johannes enthüllte.“

Von den 44 Skizzen, die er in seiner „Beschreibung“ von den Revisionsräthen entwirft, umfasst die längste 62, die kürzeste nur 2¹/₂ Oktavzeilen; er portraitiert jedes Mitglied — auch sich selbst — im ganzen objektiv, wenigstens was die Tätigkeit im Revisionsrat betrifft, wie aus einer Vergleichung seiner Angaben mit dem amtlichen Protokoll der „Verhandlungen der Revisionskommission“ hervorgeht. Da die leitenden Männer der Revisionsbewegung und der Regenerationszeit zu den Revisionsräthen gehörten, so lassen wir hier die Beschreibung der wichtigsten Mitglieder folgen und zwar stellen wir Toblers Selbstportrait an die Spitze.

Titus Tobler. Der jüngste unter allen seinen Kollegen. Frühzeitig widmete er sich den Studien. In der Kantonschule, in die er am Tage ihres Beginnes eintrat, war er fleissig. In Zürich, Wien, Würzburg und Paris lag er dem

¹⁾ Dr. Titus Tobler, der Palästinafahrer. Ein appenzellisches Lebensbild. Nach handschriftlichen Quellen bearbeitet. Trogen, 1879.

Studium der gesamten Arzneykunde ob. In Würzburg erhielt er den Doktorhut. Die Doktorschrift, in von Klassizität und Schülerhaftigkeit gleich weit entferntem Latein von ihm geschrieben, ist eine jugendliche Arbeit; doch sind die Spuren des Fleisses darin unverkennbar. Mit etwas zu viel Selbstvertrauen kehrte der Jüngling aus dem Gewühl der grossen Weltstadt nach dem ländlich-stillen Hause, und wählte Teufen zu seinem Wohnsitze. Als ausübender Arzt blieb er keineswegs unbemerkt, wenn er gleich den Wirkungskreis bisher nicht fand, in den ihn sorgfältige akademische Ausbildung führen könnte. Mehr Lob erwarb er sich als Volksschriftsteller durch seine „Hausmutter“. Tobler ist es nun, der zum Angriffe des veralteten Alten das Volk von Appenzell-Ausserrhoden aufmunterte. Die Landsgemeinde selbst machte die Rezension über den „Rath am Falkenhorst“¹⁾, indem sie ihm den 4ten Sitz im Revisionsrate anbot²⁾. Die Wahl musste auffallen, da er ein Beisasse, ledig und nur 24 Jahre alt war. Den angewiesenen Sitz behauptete er nach seinen Kräften. Es ist Schade, dass er sich bisweilen nicht bestimmt genug ausdrückt. Er redet etwas schnell, beinahe stets ernst, warm und meist gründlich, doch nicht immer zusammenhängend. Würde er das Wort weniger oft verlangen, so fände sein Vortrag sicher im Revisionsrathe mehr Eingang. Er stimmte für Abänderung des 2. Artikels³⁾ und des Eides; er wollte die Auslegung des letztern in's Landsgemeindemandat verlegen -- und bedingte Oeffentlichkeit des Gr. Rathes; er wünschte die Ausscheidung der Gewalten auch auf die Gemeindsbehörden ausgedehnt. Die Pfarrer wollte er durchaus entlassen oder entsetzt. Mit dem Vorschlage, dass die Kompagnieoffiziere von den Kompagnien gewählt werden, fiel er, wie zu erwarten stand, durch. Trotz dessen, dass er von der Vortheilhaftigkeit und Nothwendigkeit der freien Niederlassung vollkommen überzeugt war, stimmte er anfänglich, lediglich aus Berücksichtigung der

¹⁾ S. Seite 3 ff. dieses Heftes.

²⁾ Die Reihenfolge der von der Landsgemeinde gewählten 5 Revisionsräte war: Landammann Oertli, Landammann Nef, Statthalter Signer, Dr. Titus Tobler, Landshauptmann Dr. Nagel.

³⁾ Der 2. Art. des Landbuches handelt davon: „Wie einer etwas an einer Landsgemeinde anziehen möge.“

Volksstimmung, dagegen, gab jedoch am Ende seine Stimme dafür, und so konnte ihm die, freie Niederlassung betreffende Kundmachung, die er redigiren musste, von Herzen gehen. Auch die Fassung des jetzigen 2ten Artikels rührt von ihm her.

Im „Hochwächter am Säntis“ (1833 Nr. 52) wird Tobler der Inkonsequenz und des politischen Farbenwechsels beschuldigt. Es heisst dort unter Appenzell Ausserrhoden:

„In Nr. 101 der Appenzeller Zeitung vernehmen wir wieder einmal die Stimme des Herrn Dr. Titus Tobler für unsere Revisionssache. In einem trefflichen Aufsätze ruft er daselbst seine Mitlandleute zur Landbuchs-Revision auf. Es müsste wahrlich jedem wahren Vaterlandsfreunde in der Seele wohlthun, den Mann, den wir hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Bildung und Gelehrsamkeit allen Appenzellischen Politikern obenan stellen möchten, in der Reihe der Kämpfer für das freisinnige Prinzip zu erblicken, dürfte man nur versichert seyn, dass er es auch treu und redlich mit der Sache meine. Aber nach einem so schnellen Farbenwechsel ist es wohl kein Wunder, wenn man daran zu zweifeln anfängt. Zum zweitenmale hat nun Herr Dr. Tobler in kurzer Zeit seine politische Farbe verändert und sie jedesmal nach der ausgesprochenen Willensmeinung jeder unmittelbar vorher abgehaltenen Landsgemeinde eingerichtet. Wir kennen die radikale Sprache, die Tobler in seinem Rath am Falkenhorst führte; wir kennen auch den Eindruck, den sie auf das Appenzellische Volk machte, die Schwingungen, zu denen sie sogar die schlaffesten Sehnen der Appenzeller zu bewegen wusste; und wissen, dass es ihm, wie keinem Andern, gelang, seine Landsleute aus einem harten Schlummer zu rütteln; ja wir wagen es zu sagen: die Anbahnung unserer Landbuchsrevision war hauptsächlich Toblers Werk.“

Dass der erst 24jährige Tobler als Politiker noch dem Opportunismus huldigte, geht aus diesem Artikel zur Genüge hervor; er gibt es übrigens in der obigen Beschreibung selbst zu, ebenso sein allzugrosses Selbstvertrauen, das ihm in einem andern Artikel des „Hochwächter“ (1833 Nr. 44) zum Vorwurf gemacht wird.

Johann Ulrich Walser. Jener geistreiche und freisinnige Mann. Er ist der Sohn eines Arztes, und ihm wurde bei Zeiten Unterricht in guten Dingen gegeben. In Tübingen betrieb er die theologischen Studien; doch wollte er, wie er sehr vernünftig war, sich den Kopf nicht zerbrechen,

voraus an der Dogmatik nicht. Wir sagen immer gerne, dass ein Theolog auf einer deutschen Universität studierte, weil wir hier mehr Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit zu finden glauben, als in Basel, wo man sich an eingerosteten Formen abmüht. Der Ordinierte fand nicht lange nach seiner Ankunft im Vaterland eine Anstellung, und er ist jetzt noch Pfarrer in Grub. Wenn er auch in der Kanzelberedsamkeit nichts Ausgezeichnetes leistet, so ist seine seltene Popularität in den lehrreichen Vorträgen, bei sorgfältiger Vermeidung von Gemeinplätzen, hochpreislich. Dem Stabilismus huldigt der denkende Kopf so wenig in religiösen als in politischen Dingen. Im Jahr 1820 hätte er das Landbuch gerne im Geiste des Volkes, nicht aber der Herren, verbessert, und davon zeugt ein ironischer Aufsatz im Schweizerboten. Wie der Dekan Schiess in seiner Synodalrede das Lehrbuch von Markus Bäumler als unzweckmässig darstellte, besorgte Walser, der Verehrer und Geistesverwandte des Greises, die Schrift zum Drucke. Ungefähr zur gleichen Zeit schrieb er: „Die Sektirer im Appenzellerlande u. s. f.“, einen grossen Aufsatz, der in ein paar Jahrgängen des appenzellischen Monatsblattes erschien. Er beförderte auch die Schrift zum Drucke: „Kurzer Unterricht über die Verfassung des Kantons Appenzell. Ein Gespräch zwischen Vater und Sohn, auf dem Wege zur Landsgemeinde“, ein etwas veränderter Abdruck der 1797 zuerst erschienenen Schrift, betitelt: „Bestgemeinter, treuer Unterricht an alle Patrioten und besonders des freien und unabhängigen Staats Appenzell“, deren Verfasser Pfarrer Dr. Suter in Haslen war. Er ist der Verfasser der „Appenzeller-Einfälle (1829)“, der Schrift: „Landammann Suter von Innerrhoden etc. (1830)“, und anderer ungenannter Flugschriften und zweier gedruckter Predigten. Bekannt ist, dass Walser ein Buch über die Pfaffereien, wovon 8 Bogen bereits gedruckt waren, herausgeben wollte, allein nicht herausgab. In den religiösen Bewegungen, veranlasst durch Schriften von Hundt-Radowsky, wurde sein Name öfter genannt. Als im Jahr Dreissig Tobler, Heim und Nagel für Verbesserung des Landbuchs schrieben, konnte Walser in seiner Volksliebe nicht schweigen. Wir weisen hin auf die sehr fassliche Schrift: „Das alte und neue Testament“¹⁾.

¹⁾ Ueber diese politische Flugschrift wird im „Appenzellischen Monatsblatt“ (1832 S. 95) folgendes Urteil gefällt: „Was diesem

Wer würde jetzt nicht wehklagen, wenn Grub den Geistigen, bloss weil er Geistlicher war, nicht gewählt hätte? Im Revisionsrathe sprach er sehr geläufig, vollkommen populär, selbst sich in die Landesmundart verlierend. Er wusste den Vortrag mit Witz zu würzen, mit dem er jedoch allzu freigebig war, so dass er dadurch dem Ernste und der Würdigkeit der ganzen Versammlung bisweilen etwas Eintrag that. Er stimmte gegen Abänderung des 2ten Artikels¹⁾, er wollte aus jeder Gemeinde einen Oberrichter, und dass der Landmann nur den Gesetzen gehorche, die er selbst gemacht habe; er stimmte für Abänderung des Eides, Trennung der Gewalten, Abschaffung des Ehegerichts nebst der ärgerlichen Chorplatte, für Religionsfreiheit, freie Niederlassung u. s. f. Nach seinem Entwurf arbeitete zuerst der Revisionsrath, welcher das Sekretariat und verschiedene Kommissionalgeschäfte an den rechten Mann brachte.

Johannes Meyer. Er ist der Sohn eines schlichten Bauersmannes, allein der Geist des Jünglings, welcher in der damals Manches zu wünschen übrig lassenden Primarschule nicht viel Nahrung fand, strebte über den Geist des Vaters, und der Pfr. Weishaupt, damals in Wald, jetzt zu Gais, bethätigte das Streben nach dem Lichte; er war dessen Lehrer in der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache. Dr. Schläpfer in Trogen liess unterdessen den nach Wahrheit Dürstenden aus Aeskulaps weitem Pokal nippen. In Tübingen hielt sich Meyer, als Beflossener der Medizin, nicht gar lange auf, kürzer noch in der gepriesenen Lutetia, wo die Doktoren der Sorbonne einst die ganze Welt wie einen Darm aufblasen konnten. Wie einen ganz andern und bessern, nähern und gründlichern Weg schlug Meyer ein, als Manche, die ihren Geist an der mechanischen, einsilbigen Barbitonsur beinahe aufgeben. Der wohl Gerüstete liess sich zuerst in Wald nieder, und bald fanden sich der Hülfesuchenden viele bei ihm ein, dem Wissenschaft und Kunst daheim so gut noch, als in den fernen Hörsälen über Alles gieng. Dann zog er nach Trogen, ins Johann Kaspar Zellwegers

Schriftchen besondern Wert verleiht, ist die für jedermann fassliche, klare, verständliche und belebende Darstellung, worin der Verfasser ein wahrer Meister ist.“

¹⁾ Siehe Note 3 auf Seite 106.

Palast. Ehe er als Schriftsteller auftrat, schob er im Kopfe verschiedene Pläne hin und her, die meistens einander verdrängten. Aber der Plan eines appenzellischen Monatsblattes, mit Walser in der Grub und seinem alten Lehrer Weishaupt entworfen, gieng glücklich in Ausführung. Er ist seit einigen Jahren der einzige Redaktor des mit Recht geschätzten Blattes. Doch fühlte er sich als Journalist für einen kleinen Kanton zu eingeengt, und da trat die Appenzeller Zeitung aus neuer und eigener Druckerei ans Licht, deren Freimuth angestaunt wurde. Geräuschloser betrat Meyer die Laufbahn eines Beamten. Zuerst Rathsherr, dann Examiner, nunmehr Gemeindehauptmann und Grossrath, verzweigt sich sein Einfluss auf alle Seiten. Dank sei der Gemeinde Trogen gesagt, dass sie den Kenntnissen und Talenten des vielfach gehudelten Mannes, bei der Wahl der Revisionsräthe Gerechtigkeit wiederfahren liess. Im Kreise der zur Verbesserung des Gesetzbuches Abgeordneten redete er kurz und bündig; allein der Vortrag ist ganz und gar vernachlässigt. Sein Wort galt; neben seinem Imperativ konnte sich nicht so leicht eine andere Ansicht emporarbeiten. Ihm waren die Worte „absolute“ (z. B.: das kann absolute nicht gehen), „schändlich“, „einfältig“ und „baarer Unsinn“ sehr geläufig. Er stimmte für Abänderung des 2ten Artikels, für ausgeschiedene Richtergewalt nur in den obersten Instanzen — rein aus Berücksichtigung des Volkes (beim Handmehr verhielt er sich zwar, unseres Erinnerns, neutral), für bedingte Oeffentlichkeit des Gr. Rathes, für freie Niederlassung u. s. f. Ueber das Abhalten der ausserordentlichen Landsgemeinden schrieb er während der Debatten in Schnelligkeit eine Redaktion, welche der Mehrheit der Mitglieder gefiel, und unverändert blieb. Auch verfasste er die Kundmachung zur ersten Ausgabe des Verfassungsentwurfes. Den Beisassen zeigte er sich nicht besonders gewogen, und Trogen hatte an ihm einen, wenn auch vielleicht nicht gerade den erwünschtesten Vertheidiger, namentlich nahm er das Vorrecht Trogens in Schutz, dass es gleich der weitaus bevölkertsten Gemeinde Herisau, zwei Repräsentanten in den gr. Rath gebe. Er versäumte das Fünftel der Sitzungen.

Johann Heinrich Heim. Ein Mann, dessen Brust für Freiheit und Vaterland glüht. Er ist der Sohn eines Mannes,

der seiner Zeit eine Rolle im Lande spielte, und man darf sich, wenn man das Gediegene im Vater kennt, nicht wundern, dass jener nicht im elterlichen Hause blieb, sondern sich entfernte, um den Geist anzubauen. In Biel bewegte er sich durch die Humaniora. In Zürich begann er das Studium der Arzneiwissenschaft, welches er in Tübingen und Würzburg fortsetzte. Den burschikosen Ritterspielen den Abschiedskuss zuwerfend, gieng er mit dem Gedanken um, die Lorbeeren eines Arzneigelehrten um sein Haupt zu winden, und er erhielt auf letzterer Hochschule den Grad eines Doktors. Schläpfer in Trogen beurtheilt seine Inauguralabhandlung: „über den medizinischen Gebrauch der Molken“ mit folgenden Worten: „Eine Kompilation, die wenig Eigentümliches von Gais sagt.“ Von Würzburg reiste der junge Doktor nach Paris, wo er sich unter berühmten Aerzten und Wundärzten in seinem Fache weiter ausbildete. In Gais, Heims Vatergemeinde, übte er den ärztlichen Beruf aus. Wenn er feind und fremd dem Köder des Marktgeschreies, anfangs nicht viel Kranke und Hülfsstruppen um den Heilaltar versammelt sah, so theilen das nämliche Loos die meisten angehenden Aerzte, vornehmlich da, wo sie mit einer nicht unbedeutenden Konkurrenz zu kämpfen haben. Er behandelt seit einer Reihe von Jahren die Mehrzahl der Molkenkurgäste. Neben dem Berufe sah er gerne dem politischen Leben und Weben in unserm Lande zu. Aber er konnte nicht den so Klugen spielen, und die freien Meinungen und Urtheile in seiner lebensfrischen Brust vergelben und verschimmeln lassen, sondern er gab sie ohne Scheu her, wie sie in seinem Innern aufgekeimt und aufgesprossen sind. Besser konnte Heim nicht einlenken, um Rathsheuten zu missfallen; denn diese pflegen sich am Schatten schüchtern herumzuschleppen, und sehen im Durchschnitte solche nicht gerne, die sich im Sonnenlichte tummeln. Letztes Jahr ward dem Landmanne Gelegenheit dargeboten, Heims donnernde Feder kennen zu lernen. Er ist der Verfasser des denkwürdigen Memorials, welches zuerst in Gais, namentlich auch von Rathsherren, Unterschriften fand. Indem Gais denselben zum Revisionsrathe wählte, erfüllte sie zugleich den Wunsch eines grossen Theils der Ausserrhoder. Im Revisionsrathe war er fest und konsequent, so konsequent, dass man ihm vielleicht nicht mit Unrecht etwas von Konsequenzmacherei vorwerfen kann.

Denn er lässt sich von einem freien und guten Gedanken so weit fortreissen, und über die Stimmung des in einigen Dingen nur schwer und nur allmählig belehrbaren Volkes so hoch emporschwingen, dass ein ganzer Entwurf der Gefahr der Verwerfung preisgegeben werden könnte. Den Schaum seines so warmen Blutes erkennen wir sogleich an den Ausdrücken. „Eulengeschrei“ und „Krebsgeschwür“. Man hätte ihn lieber öfter reden hören, nicht weil sein Vortrag vorzüglich war, sondern weil der Gedanke gut, frei, kräftig in einer Bassstimme daherrollte. Heim machte den Antrag, dass der Landmann an der Landsgemeinde sogar Anzüge machen dürfe, und er brachte den Vorschlag, dass neue wichtige Bauten von der Landsgemeinde bewilligt werden. In der Dreier-Kommission, welche das Niederlassungsrecht vorzuberathen hatte, wollte er, die Minderheit, Unbedingtheit. Er stimmte, mit einem Worte, für alles Radikale.

Jakob Nagel. Wir begrüßen ein Mitglied, das im Revisionsrathe eines ausgezeichneten Zutrauens genoss. Kein sichererer Beweis davon ist, als dass er zu den meisten Kommissionen ist gewählt worden. — Nagels Vater war Arzt, und es ist nicht seltsam, dass er zum Berufserben eingesetzt wurde. Wie so mancher Appenzeller auf deutschen Hochschulen Kenntnisse erweiterte und holte, so war es auch Nagel, der in Tübingen Arznei- und Wundarzneikunde studierte. Kaum in dem väterlichen Hause wieder angelangt, trat der rüstige junge Mann in das ihm anfänglich nicht ganz behagliche praktische oder Philisterleben. Zuerst wohnte er in Gais, kehrte indess später in seine Vatergemeinde Teufen zurück. Hier ist sein Ruf als Wundarzt nicht unbedeutend geworden. Allein es fiel die Wahl eines Rathsherrn, dann Gemeindehauptmanns und im Jahr 1829 Landeshauptmanns auf ihn, und so kam es, dass mit dem Beruf jener Ruf einigermaßen geschmälert wurde. Wir lassen es nicht unberührt, dass Nagel nach Toblern für Verbesserung des Landbuches schrieb, und Letzterem auf die Finger klopfen wollte, was er sich aber mit Anstand verbat. Es verdient namentlich hervorgehoben zu werden, dass Nagel der Erste im Lande war, welcher den Begriff der Gewaltentrennung unter unser Volk brachte, und diesem sie nachdrucksam empfahl, ob schon er sicher sein konnte, dass er sich mit dieser Empfehlung bei einem grossen Theile des Volkes am wenigsten

empfehle. Im Revisionsrathe erblicken wir Nagel mitten inne zwischen Heim, Tobler, Walser einerseits, und Oertli, Näf anderseits. Er redet mit Wohllaut, zusammenhängend, fliegend, jedoch ohne besondere Begeisterung für die Sache. Dafür, dass von der Landsgemeinde die Oberrichter gewählt werden, verwendete er sich, gegen einen andern Vorschlag, fortissimo. Er stimmte für Abänderung des 2ten Artikels mit „Gutachten,“ kräftig für freies Niederlassungsrecht, für Emanzipation der Beisassen, für Trennung der Gewalten auch in den Gemeinden. Er wollte den Oberrichter Antheil am Verhör nehmen lassen, und war, wenigstens im Anfange, gegen die Aufnahme des neuen 18. Artikels¹⁾. Den Bund der Eidgenossen und die Schule nahm er gerne unter Schirm. In religiösen Dingen schien er etwas zurückhaltend zu sein, und er zeigte sich mit den Geistlichen, denen er zu seiner Zeit Unleckeres kredenzte, ziemlich ausgesöhnt.

Johann Jakob Näf. Es tritt vor uns ein Mann von nicht gewöhnlicher kaufmännischer Bildung, von mannigfaltigen Kenntnissen, feinem Sinne und unermüdlicher Thätigkeit. Wir können seinem Lebenslaufe nur theilweise folgen, und bedauern bei jeder Gelegenheit die gröblichen Verirrungen zur Zeit, da man für gut fand, die Neutralität zu verletzen, und den Boden der Franzosen zu betreten. Wie lange der unschuldige Oberstlieutenant, dem vielleicht einzig mehr Festigkeit und Schlüssigkeit zu wünschen gewesen wäre, von einem Theile des Volkes litt, ist bekannt. Der grössere Theil jedoch beurtheilte die Sache vom richtigen Standpunkte aus; sonst wäre ihm die Landammannstelle nie anvertraut worden. Auf den Tagen machte er sich durch sein weltmännisches Benehmen beliebt, und er kam zu wiederholten Malen in eidgenössische Kommissionen. Im Revisionsrathe sehen wir ihn mit Wärme für die Revision des Landbuchs. Wenn auch nicht Alles gelungen ist, was er vorbringt, so ist es Näf, welcher den Gegenstand überaus gewandt und glücklich zu zerlegen weiss. Er gehört eben so wenig zu den Freisinnigsten als zu den Unfreisinnigen. Er stimmte meist wie Oertli, oder dieser wie Näf. Er sprach in langen Reden dagegen, dass dem grossen Rathe das Begnadigungsrecht übertragen werde. Freie Niederlassung nahm er mit vielen Gründen in Schutz. Er machte den Antrag, dass nach Aufstellung der Volkssouveränität die Bundes-

¹⁾ Artikel 18 handelt von der „Sicherheit des Eigenthums“.

pflichten berührt werden, was einhellig beschlossen wurde. Aus Herisau sprach er billig, nicht lokalisch. Schön gelang es ihm, den schon etwas glimmenden Sittergeist zu löschen, und den weisen Vorschlag zu machen: „5 Oberrichter vor, 5 hinter der Sitter, 3 frei, welcher der grossen Mehrheit gefiel. Als Präsident führte er die Geschäfte nicht nur behender und besser, als Oertli, sondern er erntete auch mehr Liebe unter den Revisionsräthen. Selbst den Zuhörern war der Wechsel des Präsidiums erwünscht.

Matthias Oertli. Er ist der Sohn eines Landammannes, und an seiner Bildung ward frühzeitig mit Sorgfalt gearbeitet. Er besuchte Schulen in Lindau, und gieng dann nach Jena und Wien, die Medizin zu studiren. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland praktizirte er ungefähr zwei Jahre, um in Altdorf, einer unbedeutenden Hochschule Deutschlands, den Doktorhut zu erhalten. Seine in gutem Latein abgefasste Dissertation konnte die gelehrte Welt nicht aus ihren Angeln heben, zeigt aber immerhin, dass er im Studium der Alten und in der Bücherkenntniss nichts weniger als zurückblieb. Als Heilkünstler erwarb er sich keinen besondern Namen. Auch machte das Volk lange nicht gar viel aus ihm, mehr Stubengelehrten, und selbst als er den Rathsherren zu Teufen eingereiht wurde, bewunderten ihn die grossen Amtsbrüder nicht sonderlich. Wie giengen ihnen die Augen auf, als Oertli auf einmal zum Landesfährndrich gewählt wurde, von da er bald den politischen Himmel erstieg, wo er jetzt noch sitzt! Auf der Tagsatzung sprach er sich mit Kraft dort freisinnig aus, wo die meisten Boten neben ihm träumten; denn finstere Nacht umgab sie. Durch seine herrliche Rede über die Pressfreiheit setzte er sich ein bleibendes Denkmal unter den Eidgenossen. — Schon begleiten wir Oertli in den Revisionsrath. Steif, kalt, worttheuer eröffnete er die erste Sitzung. Seine Geschäftsführung ist etwas unbeholfen. Aber er redet gut, wenn er will. Sein ausgezeichnetes Gedächtniss, das namentlich auch Zahlen festzuhalten vermag, kommt ihm im Reden trefflich zu statten. Er kann seinen Worten ungemein viel Kraft, Leben und Wärme verleihen. Er redet inzwischen bisweilen auch so nachlässig, dass es nicht mehr „reden“ heisst. Wie einst die Kommission ihn in eine engere Kommission wählen wollte, nannte er sich „einen Mann lang-

samen Verstandes.“ Oertli gehört unter die Freunde des Alten, doch nicht überall. Er war gegen Abänderung des 2. Artikels, gegen bedingte Oeffentlichkeit des grossen Rathes, aber für Trennung der Gewalten, für die Emanzipation der Beisassen. Wenn etwas in den Eid gebracht werden soll, so sei es die schweizerische Eidgenossenschaft, bemerkte er. Wir vergessen gerne seine unzeitigen Besorgnisse für Gründung einer Pöbelherrschaft, wenn wir uns nochmals erinnern, dass er dem unabhängigen Gerichte und den Beisassen das Wort redete. Er hiess es indezent, dass Schweizer die Instruktionen in Tagesblättern bekannt machten, als unsere Geheimthuerei hinsichtlich der Instruktionen getadelt wurde.

Johann Ulrich Zuberbühler. Ein Mann, der reicher an irdischen Gütern, als an rein demokratischen Gesinnungen ist. Er ist der Grosssohn des geistvollen Landammannes und vortrefflichen Arztes, jedoch nicht Erbe der gelehrten Bildung. Sein Name wurde weniger bekannt, als ihn die Gemeinde Speicher zum Hauptmann wählte, denn vielmehr durch das, zwar auftragsgemässe, Durchlesen eines Theiles der Papiere von Hartwig-Hundt-Radowsky in dessen Abwesenheit. Wie irrig die Ansicht derjenigen war, welche Zuberbühler für einen Ausbund von Liberalität hielten, setzte der Revisionsrath wohl deutlich ins Klare. Er warf sich mit Eisenhut aus Gais am entschiedensten den freisinnigen Ansichten Heims, Meyers, Näfs, Preisigs, Schläpfers, Toblers und Walsers entgegen. Wir müssen immer wenigstens die Offenheit, mit der er redete, billigen. Es mochten Andere in der Stille vielleicht noch anti-demokratischer denken, aber sich nicht äussern wollen. Der Vortrag ist nicht gut, dafür aber seine Feder, und als zweiter Sekretär des Revisionsrathes leistete er gute Dienste. Wenn er für freies Niederlassungsrecht und Trennung der Gewalten stimmte, dessgleichen die überflüssigen Titel an der Landsgemeinde wegbegehrte; so wollte er nicht, dass so und so viel „Mostmannen“ eine Kirchhöre zu verlangen vermöchten; so erklärte er den Revisionsrath zu vorschlagsweiser Entscheidung der Frage über die Beisassen für inkompetent; so wollte er das Prädikat unumschränkt der Landsgemeinde ausmerzen, den 18ten alten Artikel gänzlich durchstreichen, und an der Landsgemeinde die Herren nicht mehr ins Mehr nehmen, ausser es werde die Abstimmung vom Volke begehrt. Amen.

Johann Jakob Eisenhut. Er ist dä Gsinniga noha ohnegfohr was der Hoptma Zuberbühler im Spicher. Eisenhut ist ä mol Landsfähnderi gse, ond do ist of ä mol en andere Loft gangen. Mir säged mit l'liss nüd, er sei abgesetzt worden; denn er will das nüd ha, er p'hoptet, ma chönn en nüd absetzen. Frilig chönned mer au nüd doför, wenn ander Lüt säged, er sei abgesetzt worden. Aber uf der änen Siten moss me au wösssa, dass er Anno 29ge wieder ä recht schös Mehrli zu'ma Landsfähnderi ka hed, ond richtig acht Tag drof mached ä Gäser zu'ma Hoptma; das ist er jetzt no. Wonderlig ist es a der letzta Kilechhöri of Gäs zuogangen. Der Hoptma Eisenhut ond der Dokter Heim sönd nüd gad ä Betzli weder änannd cho, ond doch sönd beid — was? Divisiosröth worda. Dä seb Satz im Schwizer-Bot ist währli kä Dingeli d'Schold, dass's dem Eisenhut so viel of d'Schufra glada hend. Aber jetzt wömmmer au luoga, was er bi dä n'änen thue hei. Er het öpe n'ämol prächt; si Redhus ist gär nüd letz. Aber nüd ungeru het er mengsmol d'Mänig asa recht usa gsät, ond das ist jo recht; die änen hend, — ma dar's aber nüd säga — dä Schnabel ä goppel nüd gad söss übercho. Ae paar Mol hed er gad ress abglo. Da zweit Artikel hett r bis an ä Bitzeli ganz glo, aber 's „Gutachten“ oder ä gliligs Wort suber ond glatt nüd usitho. Vo'ma apartigen oder uparteiischen Gricht hed er gmant, me g'höns au wieder nöd allen Lüten vertröffen, wiejs dovor scho gsi sei. Wegen denen Bisäss hed er dozu gstimt, dass si o dored ufheben. Er het denn o wöllen, dass ma die schwizerisch Adgnossaschaft nöd söll us'm Ad usitho, dass ma för die Katholischen dä Gatter zu hei, ond dass ma d'Pfarrer nöd absetzi. Eisenhut ist suss en Ma, der i siner Gmand scho vil Guts tho hed.

2. Verzeichnis der während der Revisionszeit erschienenen appenzellischen politischen Flugschriften.

Kurzer Unterricht über die Verfassung des Kantons Appenzell. Ein Gespräch zwischen Vater und Sohn, auf dem Wege zur Landsgemeinde. (Von Pfarrer *J. U. Walser* in Grub.) O. O. 1827, 23 Seiten.

Bestgemeinter Unterricht an alle Demokraten, und besonders des freien und unabhängigen Staates Appenzell. Nach der Original-Ausgabe von *J. A. S. Dr. J. U.* im Jahr 1797. Zweite Auflage. O. O. 1828. 30 S. (Siehe S. 67 ff. dieses Heftes.)

Vorschläge zu Verbesserungen über fünf Artikel. Der Obrigkeit und dem Landvolk zur Prüfung vorgelegt von *Privatmännern.* O. O. 1829. 8 S.

Der Rath am Falkenhorst. Oder: Bemerkungen über das Landbuch, das erneuerte Landmandat, die Sammlung der in Kraft bestehenden Verordnungen und andere Dinge, welche den getreuen, lieben Landleuten von Appenzell-Ausserrhoden zur Prüfung und Beherzigung vorgelegt werden von Dr. *Titus Tobler.* Trogen 1830. 28 S.

Auch ein Wort über das Landbuch, die im eidgenössischen Archiv liegende Verfassungs-Urkunde, die Sammlung der in Kraft bestehenden Verordnungen und Beschlüsse und über das Landmandat an das freie Volk von Appenzell Ausserrhoden von *J. Nagel,* Landshauptmann. Trogen 1830. 26 S.

Neuer Versuch, die Revision des Landbuches zu erwecken. Dez. 1830. (Enthält das von Dekan Heim dem Grossen Rat vorgetragene Memorial.) 16 S.

Entwurf zu einem weltlichen und geistlichen Reglement im Lande Utopia. (Von Pfarrer *J. U. Walser* in Grub.) Verfasst Anno 1821. — Gedruckt Anno 1831. 18 S.

Das alte und neue Testament, das alte Landbuch, die alten Rechte und Gerechtigkeiten, an's Licht gezogen von *J. U. Walser,* Pfarrer in Grub. Trogen 1831. 15 S. 4°.

Die Appenzell-ausserrhodische Landbuch-Sache, oder der angebahnte Weg zur Landbuchrevision; wie auch freimüthige Bemerkungen über den Rath am Falkenhorst und geschichtlich-kritische Beleuchtung über das Landbuch. Dargestellt von *Gottlieb Büchler.* Trogen 1831. 24 S.

Grundzüge einer appenzell-ausserrhodischen Verfassung. Aufgestellt von zwei gesellschaftlichen Vereinen in Speicher. Zur Einsicht und Prüfung vorgelegt der am 1. Juni 1831 versammelten Kommission zur Revision des Landbuchs. Trogen 1831. 19 S

- Prüfung und Entwurf über das Niederlassungsrecht der Schweizerbürger und fremder Handwerksleute in unserm Kantonsantheil.* An den löbl. Revisionsrath des Kantons Appenzell der äussern Rhoden. Berathen und abgefasst von dem Handwerksstande unsers Landes. Trogen 1831. 8 S.
- Vorschläge über die Bewaffnung und Uebung des Appenzeller-Volkes.* Dem hochlöblichen Revisionsrathe und dem Volke dargestellt von einigen Landmännern. Von *Joh. Konrad Bruderer* in Trogen, Obristlieutenant des I. Bundesauszugs. Trogen 1831. 24 S.
- Gespräch zwischen zwei Appenzell-Ausserrhodischen Landmännern über die Revision des Landbuchs.* O. O. 1831. 8 S.
- Ansichten über den uns vorgelegten Verfassungs-Entwurf, so wie auch einen Auszug aus demselben nebst Vortrag und Anhang oder Belehrungen.* Verfasst von einem Vaterland und Freiheit liebenden Landmann des Kantons Appenzell V. R. O. O. 1831. 21 S.
- Freie Stimme für die Annahme des Entwurfs eines Landbuchs für den Kanton Appenzell A. Rh.* Abgegeben auf die Landsgemeinde des 18. Herbstmonats in Trogen von Dr. *Johannes Niederer*. Trogen 1831. 20 S.
- Verabredung auf die Landsgemeinde im September 1831* von einigen Appenzellern. Trogen. 16 S.
- Ueber Raths- und Gerichtswesen und die frühere Rechtspflege im Kanton Appenzell-Ausserrhoden.* Eine belehrende Darstellung aus der Vorzeit, zum Besten des Appenzellischen Volkes, aus Akten geschöpft, im Augenblick der Landbuchsverbesserung herausgegeben durch *Gottlieb Büchler*. St. Gallen 1832. 36 S.
- Antwort auf die Einwendungen gegen den Verfassungs-Entwurf.* Von Med. Dr. *Heinrich Heim*. Trogen 1832. 16 S.
- Freie Stimme über das Obergericht.* Den Landleuten zur Beherzigung vorgelegt von *Johann Jakob Hohl*. Trogen 1833. 15 S.
- Beleuchtung des „Vorschlages einiger Appenzellischen Landleute an den Ehrsamen Grossen Rath.“* Auf Verlangen mehrerer Vaterlandsfreunde zum Druck befördert von Hauptmann Dr. *Heim*. Trogen 1834. 14 S.
- Stimmen eines ungebildeten Jünglings über die 1834 neu entworfene Verfassung, besonders aber über das Obergericht.* Bei Herannäherung der Landsgemeinde den Landleuten zur Beherzigung vorgelegt von *Johannes Rohner* in Heiden. Trogen 1834. 32 S.
- Fragen ans freie Volk von Appenzell A. Rh.,* zur Beherzigung auf die nächste Landsgemeinde. Von Dr. *Johannes Niederer*. Trogen 1834. 8 S.
- Bemerkungen über die neueste Revision des Verfassungsentwurfes von Appenzell Ausserrhoden.* Von *Joh. Jak. Hohl*. Liestal 1834. 14 S.